GEORG*ETTE

LITERATURMAGAZIN AUS GIESSEN

#1

IMPRESSUM

Herausgeber*innen:
Anika Brummer, Pedro Hafermann, Jasmin Höhl, Maximilian Lipski, Wolf D. Schreiber und Jan Seibert
V.i.S.d.P.:
Wolf D. Schreiber | Asterweg 27 | 35390 Gießen
Titelbild:
Pedro Hafermann
Fotos:
Anika Brummer
Lektorat & Korrektorat:
Pedro Hafermann, Jasmin Höhl, Maximilian Lispki, Jan Seibert
Gestaltung & Satz:
Bureau Wolfwerke | Asterweg 27 | 35390 Gießen | wolfwerke.com
Druck:
Druckerei Wagner | Bahnhofstraße 48a | 35582 Wetzlar-Dutenhofen
1. Auflage 2020:
200 Exemplare
Kontakt:
schreib@georgette-giessen.de
Georg*ette im Internet:
www.georgette-giessen.de

Alle Rechte der einzelnen Beiträge liegen bei den Autor:innen.
Kartenmaterial auf den Seiten 54-59: (c) Openstreetmap-Mitwirkende

Mit freundlicher Unterstützung durch das Kulturamt der Stadt Gießen

Gießen Kulturamt

TEXTE

Letter to Georg*ette	Wolf D. Schreiber	6
Löwchen	Marco Rasch	8
licht, ein immanentes prinzip	Andreas Hutt	12
Unleserlich	Natalie Harapat	18
Zwei Bier bei Marbobo	Markus Henschler	24
Teenage Riot	Maximilian Lipski	26
Hessische Antiheld*innen zyklus*	Annika Carmen Schmidt	30
Das Glück	Florian Michnacs	38
Fotogramme aus Gießen	Hess Paul	44
Résistance en résidence.	Daniel Schneider	54

ZEICHNUNGEN

Tillmann Schorstein	21, 23

REDAKTIONELLES

Editorial	Jan Seibert	4
Kurzbiographien der Autor*innen		60
Die Redaktion		62

ONLINE-AUSGABE

www.georgette-giessen.de

GEORG*ETTE: TEXTE ZWISCHEN GEORG, GEORGETTE UND GEORGETTE.

Ein Editorial

Von **Jan Seibert**

*Georg*ette* ist ein wenig Georg, ein wenig Georgette und ein wenig Georgette. Das gilt für Inhalt, Form und Redaktion. *Georg* – Nachname: Büchner – hieß bekanntermaßen der literarisch berühmte, aber mit der Lahnmetropole nicht besonders zufriedene Gießener Medizinstudent mit Hang zum politischen Aktivismus. *Georgette* ist häufig eine femininere Namensform von Georg. Hingegen ist *der Georgette* ein feines, aber – wie man munkelt – gleichwohl stabiles, meist seidengefertigtes Stoffgewebe mit einer kreppähnlich unruhigen Oberfläche. Und neuerdings hat sich irgendwo im assoziativen Zwischenraum dieser Namen und Bezeichnungen eben auch etwas »Georg*ette« genannt und angesiedelt.

Georg*ette ist ein Literaturmagazin für Gießen und das Lahngebiet. Dies ist *Georg*ette #1*, seine erste Ausgabe. Nachfolgend sind darin die Texte von zehn Autor*innen versammelt, deren Texte oder Biographien einen Bezug zu Gießen oder der Region Mittelhessen enthalten. Als Einreichungen eines Open Call for Papers aus dem ersten Quartal 2020 mit insgesamt 50 Einsendungen haben alle diese Texte einen langen und intensiven redaktionellen Diskussions- und Auswahlprozess durchlaufen. Dessen Ergebnisse machen – zusammen mit dem Rest des fertigen ersten Magazins – die Ähnlichkeiten zwischen Georg*ette und Georg, Georgette und Georgette anschaulich: Manchmal engagiert, manchmal l'art pour l'art, in jedem Fall bunt und durchmischt, irgendwie doch noch verknüpft, ohne eine völlig uniforme Oberfläche, aber dabei so strapazierfähig wie möglich. Was genau steckt nun aber in diesem Sinne in der ersten Ausgabe von Georg*ette?

Georg*ette #1 erblickt das Licht der Welt als Nachklang eines Sommers, von dem man – ähnlich wie es im titelgebenden Gedichtzyklus *»licht, ein immanentes prinzip«* von Andreas Hutt heißt – fragen könnte, ob man ihn wirklich einen Sommer nennen sollte. Der Sommer 2020 ist ein pandemiebedingter Sommer, voller Corona-Komposita, Infektionsschutzmaßnahmen, sozialer Isolation und Selbstgespräche gewesen. Von dieser Conditio corona berichtet Wolf D. Schreiber in seinem google-diktierten *»Letter to Georg*ette«* und spannt damit einen teilweise brachialen Kontrast zu den subtilen Natur- und Alltagsbeobachtungen in den Gedichten von Andreas Hutt oder auch Hess Paul. Während Hutt die Intersubjektivität seiner lyrischen Personenkonstellation aus Ich und Du in sommerlicher Atmosphäre und Landschaft untersucht, präsentiert Hess Paul *»Gedichtete Fotografien aus Gießen und der näheren Umgebung«*, die die Stadt und Lahnregion in Momentaufnahmen erkunden und unter Einsatz neologistischer Zuschreibungen auch in ungewohnten Hinsichten zu fassen bekommen.

Auf weitere urbane Reisen und Erkundungstouren schicken uns indes die Textbeiträge von Florian Michnacs, Marco Rasch und Daniel Schneider. In Michnacs *»Das Glück«* führt eine unzuverlässige Erzählfigur mit persönlichen Anekdoten in die Geschichte des Riegelpfads im Gießener Südviertel ein und setzt diesen zu anderen Gießener Lokalitäten in Beziehung. Marco Rasch lässt uns hingegen eintauchen in die Kneipenszene des Leipziger Stadtteils Connewitz und zeichnet in der Begegnung seiner Protagonist*innen mit dem Witwer, ehemaligen Krebspatienten und Ex-Immobilienhai Willy – von seiner neuen Freundin auch liebevoll *»Löwchen«* genannt – ein kleinabendliches Memento mori. Und zuletzt nimmt uns Daniel Schneiders Stipendientagebuch *»Résistance en résidence«* für einen skurill fiktionalisierten zweimonatigen Aufenthalt mit nach Bordeaux, wo Schneider eigentlich an seinem Romanprojekt arbeiten wollte.

Zurück nach Gießen und in die hessische Region geht es währenddessen mit den Texten von Natalie Harapat, Markus Henschler, Maximilian Lipski und Annika Carmen Schmidt. Letztere verarbeitet in ihrem Zyklus *»Hessische Anti-Held*innen-Haiku«* Figuren aus regionalen Sagen- und Geschichtsüberlieferungen und mischt sie mit moderneren Tropen zu einem komprimierten und hermetischen Ganzen. Derweilen präsentiert Natalie Harapat mit *»Unleserlich«* einen Text, der mittels Vor- und Rückblenden auf formal eindrückliche Weise eine Erfahrung der sexuellen Belästigung vermittelt und diese inhaltlich in einem literaturbetrieblich-akademischen und lokalkulturellen Kontext situiert. Markus Henschlers Songtext *»Zwei Bier bei Marbobo«* berichtet demgegenüber vom prekären aber bereichernden Leben im studentischen Millieu Gießens. Und Maximilian Lipskis *»Teenage Riot«* schildert im Stile der Popliteratur eine Adoleszenzgeschichte, die sich rund um eine Party-Liebschaft im Gießener Eulenkopf und eine Obsession für das Rauchen dreht.

Es sind diese zehn Texte und das Netz, das sie weben, mit denen Georg*ette nun irgendwo zwischen Georg, Georgette und Georgette erstmals erscheint. Und auch eine zweite Ausgabe ist bereits in Vorbereitung, um voraussichtlich im Dezember 2020 publiziert zu werden. Dass Georg*ette in dieser Form möglich geworden ist, ist hierbei nicht nur einer ganzen Reihe von einsendenden Autor*innen, ehemaligen und aktiven ehrenamtlichen Redaktionsmitgliedern und Helfer*innen zu verdanken, sondern außerdem einer großzügigen finanziellen Förderung durch das Kulturamt der Stadt Gießen. Die Redaktion hofft, der Stoff, der mit Georg*ette auf diesem Wege letztlich gesponnen wird und worden ist, gefällt.

Jan Seibert
Gießen, den 12.09.2020

LETTER TO GEORG*ETTE

Verehrte*r Georg*ette,
eigentlich wollte ich Dir eine Geschichte schreiben aber dann dann fiel ein Virus über uns her. Und nun sitze ich hier in meiner Wohnung und eigentlich dachte ich ich hätte ja viel Zeit um eine Geschichte zu schreiben. Aber so ist es nicht. Ich schaue aus dem Fenster sehe keine Menschen sehe nur wenige Autos. Leere große Leere. Zu den Nebenwirkungen dieses mikrobiologischen Mistviehs, ja, ich weiß, es ist kein Lebewesen, gehört die Schreibblockade. Es fühlt sich falsch an in dieser Zeit eine Geschichte zu schreiben. Eigentlich. Und eigentlich beginne ich gerade dieses Wort eigentlich zu mögen. Ich entdecke dass die Google Spracheingabe auch satzzeichen beherrscht. Aber im Satz jedes Komma auszusprechen strengt mich an. Eigentlich wollte ich ja eine Geschichte schreiben. Aber das geht jetzt nicht. Was hingegen geht ist einen Brief zu erzählen. Ein Brief zu Ehren Deiner Geburt. Damit Du verstehst was Dich auf dieser verfickten und vervirten Welt erwartet. Und so wird dieser Brief am Ende geschrieben sein aber so wie ich ihn eingesprochen habe. Und ich ahne jetzt schon dass dein Lektorat mich verfluchen wird. Aber eigentlich ist mir das genau in diesem Moment egal. Absatz abseits scheiße.
Auf Giga steht dass Google auch das Wort Absatz erkennt aber nein tut es nicht. Also werde ich wohl oder übel die Absätze dann doch von Hand eingeben. Nun denn, die ersten Zeilen sind erzählt, ich kann mich wieder meiner Lethargie hingeben.
Heute Morgen noch dachte ich es geht los. Es geht das Los worauf ich die ganze Zeit warte nämlich die Krankheit. Schwindend torpille ich ins Bad, fühle mich unwohl, Messe Fieber aber das ist wie jeden Morgen unter 36 Grad. Und der Husten ist doch nur ein niesen. Hatte Hunger und so ging ich dann zum Supermarkt und kaufte Brötchen. Im Laufe des Tages verflucht der Schwindel und damit verflüchtigt es sich auch die Panik. Nun ist es dunkel, und in der Nacht werde ich ruhiger. Das ist jeden Tag so. Solange die Sonne scheint bin ich aufgeregt, will raus, unter Menschen sein. Und eigentlich, wollte ich dann schon längst begonnen haben diesen Brief an Dich zu schreiben.
Zwei Tage später bin ich wirr. Deine Deadline naht. Ich habe kein Fieber. Habe Kopfschmerzen bin unendlich müde schlafen ganzen Tag. Jetzt ist wieder Nacht. Ich habe von fast nichts gegessen heute aber fast nur geschlafen. Ich habe keine Ahnung was morgen sein wird Punkt am schlimmsten ist es nach dem Aufwachen.
Es ist unglaublich wie sich die Tage ähneln. Aufstehen, mich scheiße fühlen, duschen, einkaufen gehen, frühstücken, Mails checken, Trello checken, spazieren gehen, Essen, chillen, Netflix gucken, Essen, chillen, schlafen. Na ja schlafen kommt eigentlich öfters vor. Eine kurzfristige Perspektive gibt es nicht gibt es eine langfristige? Ich weiß es nicht. Ich kann auch niemanden fragen. Es kann mir auch niemand antworten. Können schon, aber mir nicht die Antwort auf meine Frage geben. Gibt es eine Philosophie für eine solche Situation? Auch das weiß ich nicht. Ich spüre nur dass ich Lust habe mal wieder einen Satz mit dem Wort eigentlich zu schreiben. Auch, weil mir eigentlich auch gerade nichts anderes einfällt Punkt eigentlich. Eigentlich sollte mir viel einfallen. Es gäbe viel worüber man nachdenken könnte worüber ich nachdenken könnte worüber ich nachdenken sollte. Absatz z.b. darüber wie die Gesellschaft sein wird wenn es vorüber ist.
Aha Google hört nicht auf das Wort Absatz aber auf die Phrase neue Zeile. Neue Zeile oder auch nicht. Irgendwann wird es Test auf Antikörper geben. Und dann? Dürfen dann die die das Virus bereits verlassen hat wieder raus sich wieder frei bewegen wieder alles tun was sie wollen? Und müssen die die dann noch keine Immunität haben weiterhin in Isolation bleiben? Können noch nicht wieder raus dürfen sich noch nicht wieder frei bewegen? Der Virus wird zum stigma.
Die Tage verlaufen nicht so dass ich etwas zu erzählen hätte. Aber ich kann fragen stellen. Fragen nach dem Sinn. Fragen nach dem Sinn eine Geschichte zu schreiben. Oder fragen ob ich alle diejenigen die mir immer noch etwas von Wachstum erzählen einfach erschlagen darf. Weil das eigentlich das sinnvollste wäre. Da war schon wieder das eigentlich. Schön! Sehr schön!! Ich lebe in meiner kleinen Wohnung und das ist gut so. Es ist jetzt auch nicht die Zeit für viele Adjektive. Adjektive zu vermeiden sorgt für Klarheit in mir. Das Leben ist einfach geworden und an der Stelle hätte jetzt wieder das Wort eigentlich gepasst. Ich habe es diesmal absichtlich weggelassen. Die Gedanken sind kurz, die Sätze sind kurz. Eigentlich. Warum sehe ich keine Sterne am Himmel? Ich denke es wird wieder Zeit für Netflix.
Ich frage mich ob es eine Korrelation gibt zwischen dem Risiko sich mit dem Virus anzustecken und sozialer Schichtzugehörigkeit eigentlich ist dieses Virus prädestiniert für die Unterschichten. Andererseits wurde dieses Virus importiert von Menschen die sich das Reisen leisten können. Also vorwiegend Mittelschicht. Und auch werden die wirtschaftlichen Folgen vorwiegend kleine und mittlere Unternehmen treffen. Also könnte man daraus schließen das der Virus vorwiegend den Mittelstand angreift. Das finde ich bemerkenswert. Der oder das Virus hasst die Mittelmäßigkeit. Auch wenn es empirisch nicht belegt ist. Ich erinnere mich gerade an den manisch-depressiven Roboter aus Per Anhalter durch die Galaxis. Vielleicht sollte ich mal meinen Wortschatz an Füllwörtern erweitern. Ich erkläre netflix zu einem Viertel Wort Füllwort nicht Viertel Wort du Google doofes Google. Doch lieber wieder kurze Sätze.
Ich würde gern irgendwann mal mit einem Hyperloop reisen. Vielleicht nach Shanghai. Was ich vorhin dachte und für richtig erklärte verwerfe ich Stunden später wieder und retour. So geht das die ganze Zeit. Du kannst den Brief auch in der Mitte anfangen zu lesen und nach dem Ende den Anfang. Oder kreuz und quer. Es macht eigentlich keinen Unterschied.
Die Musik trauert. Binnen 10 Tagen sind Genesis P. Orridge, Gabi Delgado und Krzysztof Penderecki verstorben. Der Klänge von Psychic TV sind Hoffnung in der Apocalypse, der Weg zum Licht am Ende eines endlosen Tunnels, dessen Ein- und Ausgang identisch ist. DAFs Tanz den Mussolini führt zurück in die Realität. Was mach ich mit Penderecki? Shining schauen? Eher nein. Biopsie des TV-Programms. Ich hasse Szenen mit simulierten Tinnitus-Geräuschen. Ich weiß wieder, was passierte. Voice to Skull. Möchte Nachdenken. Vermisse Bundesliga. Entscheide mich Resurrection zu hören, Pendereckis musikalische Verarbeitung des 11. Septembers in der Gestalt eines Klavierkonzertes. Du kannst es auf youtube finden. Eigentlich würde ich gerne Electronic Revolution von William S. Burroughs lesen. Language is a Virus from Outer Space. Ich finde aber keine deutsche Version in den Schattenbibliotheken. Zurück in die Welt des Pop. Thin White Rope, die Vorreiter des Desert Rocks, benannten sich nach Burroughs Beschreibung von Sperma in Naked Lunch und schrieben den großartigsten Song ever über Lithium.

You call and all I do is fall until you call again
You get so happy when it rains, I wish you wouldn't change
I'm not proud how I drag you down

Mit Beginn der Ausgangssperre ist auch das Päärchen in der Wohnung unter mir den ganzen Tag zuhause und verbringt die Zeit hauptsächlich mit Vögeln. Seitdem erlaube ich mir auch nachts Musik laut zu hören. Leise masturbiere ich. Morgen ist ein neuer Tag und bis zu der Deadline, die Du mir gestellt hattest werde ich auch noch den ein oder anderen klaren Gedanken zustande bekommen. Das digitale Zeitalter gewährt Dir kein ewiges Leben. Europa zerfällt zurück in nationale Befindlichkeiten. Mecklenburg-Vorpommern führt wieder innerdeutsche Grenzkontrollen ein. Ich lebe seit langem in Hessen, wurde aber hier nicht geboren. Und selbst Frankfurt ist jetzt weit weg. Eigentlich fühle ich mich heimatlos. Zuhause in einer kleinen Wohnung. Wenn Du das Licht der Welt erblickst wirst Du mich besuchen kommen. Und dann wirst Du verstehen warum ich nun mein Versprechen gebrochen, Dein Vertrauen enttäuscht und mich stattdessen mit anderen Dingen beschäftigt habe als Dir ausführlicher zu schreiben. Aber Du sollst auch die Welt selbst entdecken, Erklärungen finden, und wenigstens eine Zeit lang überleben in der Postapokalypse. Was gäbs denn jetzt eigentlich noch zu sagen? Sicher noch viel. Egal, es ist kurz vor Mitternacht. Deadline! Geschichte wird gemacht, es geht voran. Fortsetzung folgt. Irgendwann. Ohne eigentlich. With love
Wolf D Schreiber

LÖWCHEN

oder: Für immer die Menschen

Eine auf wahren Begebenheiten und unumstößlichen Wahrheiten basierende Kurzgeschichte

von **Marco Rasch**

Am Abend sitzen Anne und ich in einer Bar namens Vergebung. Es ist Ende März und der Frühling kämpft sich langsam aber sicher durch, auch in Connewitz. Eigentlich wollten wir in eine Punker-Kneipe um die Ecke, aber die ist noch menschenleer. Nur die Band, die dort heute Abend spielen soll und gerade dabei ist Soundcheck zu machen, ist schon da. Sie sieht uns an, als wären wir der Klassenfeind, wahrscheinlich haben wir durch unser Zu-früh-Kommen den Szenecode gebrochen. Wir verlassen den Laden also wieder, so schnell wie wir können, und landen schließlich in der Vergebung. Mit Ausnahme der Toilette gibt es dort kein elektrisches Licht, Kerzen erhellen alles im Inneren. An der Tür der Unisextoilette hängt ein Kruzifix, samt angenageltem Jesus, und auf dem Fenstersims (also erhöht) neben der Kloschüssel steht eine Marienfigur mit ausgebreiteten Armen und verbundenen Augen. Sie will dein sündiges Geschäft nicht sehen während du es erledigst, wird dir aber dennoch die Absolution dafür erteilen. Überall in den Ecken befinden sich Bücherstapel, die aussehen, als wären sie dort vor Jahren nur zwischengelagert, aber niemals an ihren ursprünglich angedachten Ort geräumt worden.
Als wir die Bar betreten, ist diese bereits fast komplett voll. Es gibt nur noch einen einzigen freien Tisch in der hinteren Ecke. Daneben steht ein weiterer Tisch, direkt an der Wand. An diesem Tisch sitzt Willy.

Willy ist um die 60, laut, betrunken und sieht, so kommt es mir jedenfalls vor, dem erst kürzlich verstorbenen ehemaligen Monty-Python-Mitglied Terry Jones erstaunlich ähnlich. Er spricht uns sofort an und erzählt uns ohne Umschweife von seiner Krebserkrankung, der Chemotherapie, den ausgefallenen Haaren und ich muss ihm mehrfach das Versprechen abgeben, meine Prostata, spätestens ab Mitte dreißig, regelmäßig untersuchen zu lassen. Seine Augen sind die ganze Zeit, während er darüber spricht und immer und immer wieder auf mich einredet und mich fragt, ob ich auf all diese Sachen Lust hätte, mit Tränen gefüllt. Die Begegnung mit dem eigenen Tod hat Willys Leben komplett verändert, das merkt man ihm an. Früher hätten ihn andere Dinge beherrscht, sagt er. Nun sitzt er uns gegenüber und meint, während er uns, und vor allem Anne, die ganze Zeit über tief in die Augen blickt, das Wichtigste im Leben sei «das Gefühl" und, so wiederholt er immer wieder und wirft dabei seine Arme in die Luft: »Die Liebe.«
Neben Willy sitzt seine Freundin, er nennt sie: »meine Frau«. Sie haben sich über das Internet kennengelernt und sind seit zwei Wochen ein Paar. Willy ist Witwer, das erzählt er uns ebenfalls gleich zu Beginn. Die beiden lieben sich so sehr, wie es zwischen zwei Menschen nur möglich ist.
»Die Frau ist die Richtige«, sagt Willy zu uns, als sie kurz auf der Toilette verschwindet.
»Der wollte mich schon mal abschießen«, sagt sie später mit warmer Stimme und in sächsischem Dialekt.
»Hätte ich nicht ganz genau gewusst, dass das mit uns das Richtige ist, hätte ich ihn das auch tun lassen. Aber ich wusste es eben einfach. Er war mir gleich von Anfang an so unglaublich sympathisch. Solche Zufälle sind schon komisch und selten. Wisst ihr, ich befasse mich mit solchen Sachen. Ich glaube, es war sowas wie Schicksal. Mit Gott kann ich nicht so viel anfangen und dem Universum und so. Aber es gibt etwas, das hat uns sofort zueinander hingezogen. Es ist ein Gefühl. Wenn ich die Hand bei meinen Kunden auflege – ich bin Physiotherapeutin – weiß ich meistens schon genau, was ich tun muss. Es ist etwas mit Energie, glaube ich.«
Dann blickt Willy Anne und mich unter buschigen Augenbrauen und mit vielsagendem Grinsen an: »Und ihr beide, seid ihr…?«
Ich schaue zu Anne, sie schüttelt energisch den Kopf. Willy scheint trotzdem zufrieden.

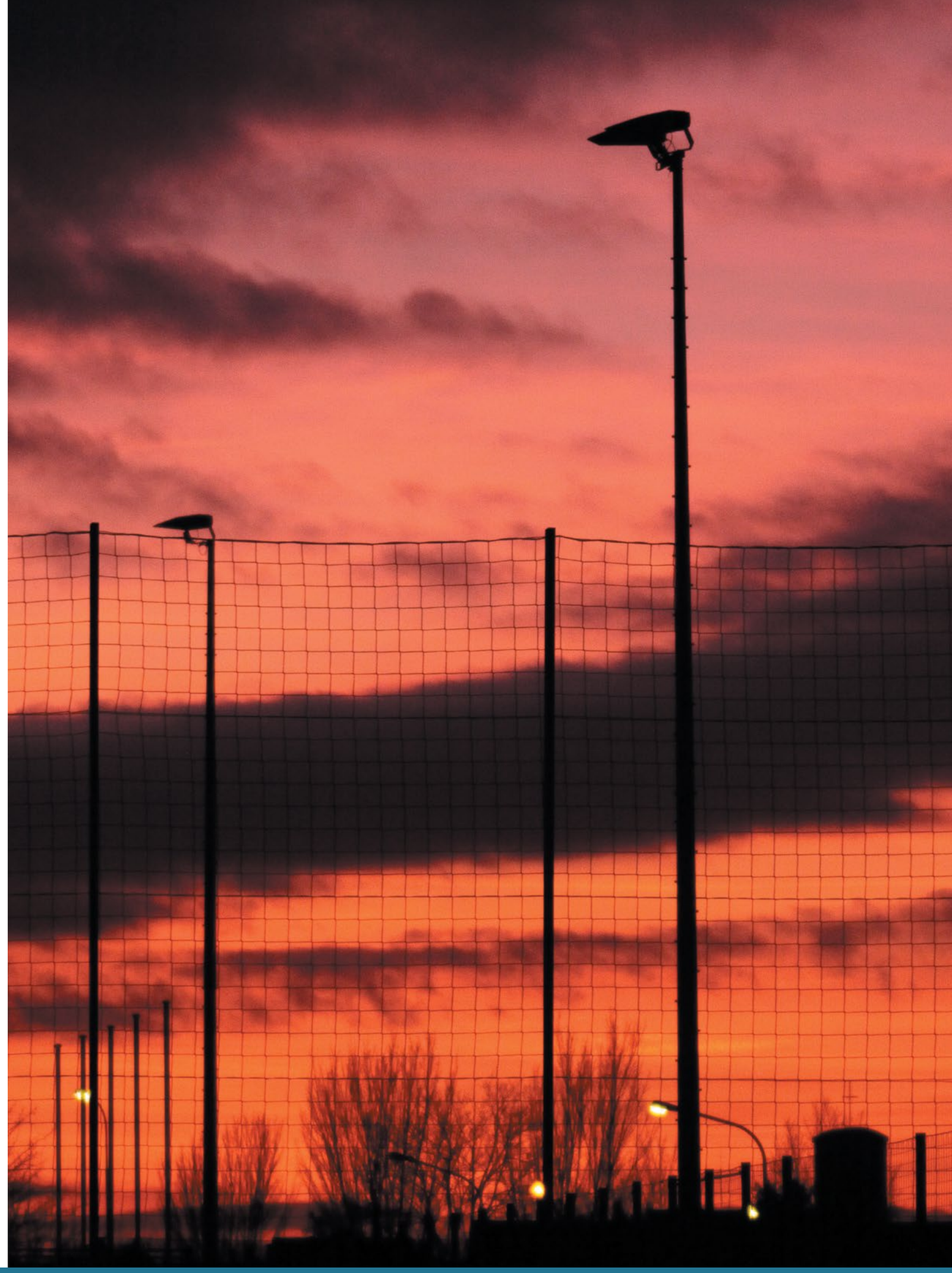
Das Leben genießen und Spaß haben, jede einzelne Sekunde, das haben sich Willy und seine Frau gemeinsam vorgenommen. Letzte Woche sind sie zusammen zu einer Anti-Nazi-Demo gegangen.
»Ich hab' ja noch nie so 'nen Wasserwerfer in freier Wildbahn gesehen«, lacht sie, deswegen wollten sie da unbedingt mal hin. Als der Wasserwerfer dann vor ihnen stand, war ihnen dann doch etwas mulmig zumute. Außerdem haben sie das Kamasutra schon zur Hälfte durch. Die nächste Übung stelle die beiden jedoch vor Schwierigkeiten, sagen sie, denn sie würde von Willy, nach eigenen Angaben, einen Sprung vom Kleiderschrank erfordern und schon dort hochzukommen sei für ihn gar nicht so einfach, beklagt er.
Anne und ich schlagen eine Räuberleiter vor. Willy hält sich den kugelrunden Bauch und lacht so laut, dass sich die Köpfe der Nachbartische nach uns umdrehen, obwohl in der Bar eine Lautstärke wie an einem Flughafen herrscht.
Doch es gibt etwas, das Willy wurmt. Seine Frau hat einen Spitznamen für ihn, der ihm überhaupt nicht gefällt. Sie nennt ihn: »Mein Löwchen«. Immer wieder sagt er es spöttisch vor sich hin, hebt dabei fragend die Schultern, stützt seinen Kopf in seine Hand und den Ellenbogen auf den Tisch, schüttelt den Kopf und kann es einfach nicht glauben.
»Sag doch: „Mein Löwe"«, fleht er fast schon. Willy mag Löwen.
»Ich hab zu Hause so ein Bild, so ein Gemälde. Mit so 'nem Löwen, wie er da so–«, er streckt die Hände wie Pfoten in die Luft. Das soll einen liegenden Löwen darstellen.
«Und dahinter is' so 'ne Pyramide–«, er formt mit den Händen ein Dreieck in der Luft,
»Und davor so 'ne Halbnackte–«, dabei versucht er mit den Händen, den Körper einer Frau in der Luft nachzuformen. Es sieht allerdings eher aus wie die Umrisse eines Schneemanns.
Wie der Löwe auf diesem Bild, so würde Willy sich gerne sehen.
»Löwchen passt besser«, sagt sie und lacht und streicht ihm über die Wange, während er die Arme verschränkt und ein trotziges Kind imitiert.
»Löwen sind gefährlich und vor allem: stark! Ein Löwchen, das ist so, das ist so, so ein kleiner Löwe, so ein Babylöwe vielleicht«, beschwert er sich und stößt das Wort »Löwchen« dann noch ein paar Mal mit halb gespielter Empörung hervor.
»Ich finde, Löwchen ist ein guter Spitzname«, wendet Anne ein.
»Löwchen schließt das Gefährliche und das Starke nicht aus, es nimmt aber das Sanfte und Liebevolle mit rein. Es ist leicht zu behaupten, man sei stark. Es ist schon viel schwerer, seine Schwächen zuzugeben und zu ihnen zu stehen.«
Willy schweigt einen Moment nachdenklich, scheint aber noch nicht voll und ganz überzeugt. Seine Augen sammeln sich plötzlich wieder mit Tränen.
»Früher war ich ein böser Mensch«, beginnt er langsam und mit zittriger Stimme.
»Ich hab mich von bösen Dingen leiten lassen. Geld vor allem. Ich hatte alles: eine Immobilienfirma, ein großes Haus, Sportwagen, meine Frau hatte ein Pferd, ich hab den Flugschein gemacht. Und ich hab' böse Dinge getan. Hab gelogen und betrogen.«
Dann war plötzlich alles weg, die Firma insolvent.
»Und zwar so richtig, richtig insolvent«, schiebt er nach.
Dann kam der Krebs. Dann starb seine Frau.
Willy wollte einen Neuanfang und zog vom Niederrhein nach Connewitz. Anfangs störten ihn die vielen Graffitis an den Hauswänden, bis ihn sein damaliger Nachbar, ein bulliger Achtzigjähriger, bei dem er sich einmal darüber beschwerte, anblaffte: »Ja dann dürfense net nach Connewitz ziehen!«
Heute ist er ein anderer Mensch, sagt er, aber die Vergangenheit verfolge ihn, lasse ihn nicht los und ich beginne mich zu fragen, ob es Zufall oder pure Absicht gewesen war, dass er sich ausgerechnet in eine Bar namens Vergebung gesetzt hat.
»Carpe Diem«, sagt Willy, »das heißt nicht nur «Nutze den Tag". Es heißt «Genieße den Tag" und vor allem–«, er macht mit der Hand eine Greifbewegung und dann eine Faust, »greif' den Tag. Nimm ihn dir! Leben!«, sagt er, »Es heißt Leben. Lebe den Tag!«
Wir umarmen uns zum Abschied und ich muss Willy mein Versprechen, dass ich mir die Prostata untersuchen lasse, noch einmal wiederholen.

»Löwchen...«, murmelt er dann wieder beim Hinausgehen und schüttelt dabei den Kopf.
»Löwchen...«
Dann dreht er sich noch einmal um.
»Habt ihr die Marienfigur auf dem Klo gesehen?«, fragt er, »Ich glaube, die ist schwanger, die hat so ein–«, er formt vor seinem dicken Löwenfell mit der Hand einen Babybauch.

Auf dem Heimweg tauchen sie dann plötzlich wieder ein Stück vor uns auf der Straße auf. Sie gehen eng umschlungen, lachen, quatschen wahllos Leute auf der Straße an und biegen dann ab in eine neue Bar. Die Wände darin sind schwarz und beklebt mit Antifa-Stickern, es läuft lauter Punkrock. Durch die Fensterscheiben sehen wir die beiden im Inneren verschwinden, ein Lächeln auf ihren Gesichtern.
Als ich später im Bett meines leicht ranzigen Hostelzimmers liege, noch einmal über den seltsamen Abend nachdenke und mich vor allem frage, warum ich so blöd war, Annes Angebot, mit zu ihr zu kommen, abzulehnen, weil ich «morgen früh raus« müsse, kommt mir ganz unweigerlich ein Lied in den Sinn: Für immer die Menschen von Tomte. Während ich es dann in meinem inneren Ohr laufen lasse, schlafe ich ein.

*

Am nächsten Morgen vibriert es direkt neben meinem Kopf. Leicht verkatert, aber völlig schlaftrunken greife ich nach dem Handy. Es ist eine Nachricht von Max.
Max und ich waren beste Freunde während der Zeit in der Mittelstufe. Wir haben gemeinsam in einer Band gespielt, bis ich dort aufgrund «künstlerischer Differenzen" mit unserem Sänger ausgestiegen bin. Wir haben uns gemeinsam mit anderen jedes Wochenende im Keller von Karl getroffen, Musik gehört, Bier getrunken und alles mögliche und unmögliche getan, was man in diesem Alter und mit den beschränkten Mitteln, welche die oberfränkische Provinz bietet, so alles tut. Wir haben uns dort ein kleines Refugium geschaffen, vor der Hölle, die sich Jugend nennt. Eine Zeitlang jedenfalls. In der Nachricht teilt mir Max mit, dass Alex, ein gemeinsamer Freund aus dieser Zeit, plötzlich und unerwartet verstorben sei.
Ich weiß nicht, wie lange ich so dasitze und vor mich hinstarre. Dann gehe ich duschen. Während ich mir das warme Wasser über das Gesicht laufen lasse, beginnt der Song wieder in meinem Kopf zu spielen. Carpe Diem, denke ich, und für immer die Menschen.



licht, ein immanentes prinzip

Andreas Hutt

jenseits des fensters
ist bewegung am klarsten: in das café hinein,
auf die straße hinaus.

dieser filmreife himmel. wie licht,
ein immanentes prinzip.

warum gehst du auf abstand
zum tag? abseits von glas
ließen sich konturen in die luft zeichnen,

fiele dir das gehen leicht,
über pfade zum fluss

genau umrissene wolken.

wie immer du aue definierst,
vergiss dich nicht

im sitzen am wasser. grillgeruch,
fahrradfahrer, scharfes glitzern
auf dem fluss.

wo du betrachtest: gelassenheit
von luft, in sommerflächen
gras neben füßen.

der weg, dahinter
der weg und wieder der weg,
bis er sich an deinen peripherien auflöst.

die biegung entlang
fußgängern und erlen entgegen, irgendwo
kreuzen sich blick und augenblick
in der sonne.

auf bänken beschattest du
mehr als deine augen.

rechts ein pfad,
der sich dem wasserspiegel anpasst,
im geradlinigen mittagslicht wartet.

brackwasser, auf uferwegen
dein träges dahingleiten.

ist licht
analog oder digital,
gehst du hier auf tuchfühlung
mit dem schatten?

an pfützen mücken.
eine zielstrebigkeit,
die verblüfft.

mal sonne, mal laub, neuen
sequenzen entgegen.

wo beginnt, wo endet
aluminiumblau, weißes grau,
was du sonst horizont nennst?

von lichtberg zu lichttal
brennnesseln, hüfthohes gras,
wege unter erlen.

eine sonne, die dich öffnet,
verschließt.

sonntag: unter eichen, sitzen
zwischen wolken und gras.

picknickdecken. gesten
von hand zu hand zum mund,
ein gespräch, das sich halbsatz

für halbsatz entwickelt, dich aufstehen
und gehen lässt in aufrechtes licht,

schweigsam
auf einen montag hin.

dieser unentschlossene horizont:
ein kaffee, kältere luft, eher blicke
aus dem fenster als schritte.

wenn der morgen wege verlängert,
schmeckt man minuten doppelt,

genießt das aufklaren
von gedanken im weiß.

soll man das sommer nennen,
einfach nur sitzen?

UNLESERLICH

Natalie Harapat

Es muss in einem Herbst gewesen sein. Es war schon dunkel. Das Wetter war bereits regnerisch und zog einem in die Knochen. Die Pflastersteine, die zur Alten Kupferschmiede hochführten, waren nass und deshalb glatt. Die Sohlen meiner Schnürstiefel rutschten gefährlich auf ihnen, ich fand schwer festen Stand. An der Kasse bezahlte ich mein Ticket und nahm eine Cola. Bis jetzt war ich ins Bad, zum Auto, in den zweiten Stock, zu meinem Schreibtisch, dann lange virtuell, nur durch kleine Pausen gestört, die beiden Stockwerke wieder herunter, zum Auto und zur Kupferschmiede gerannt. Jetzt stand ich still, fühlte das erste Mal an diesem Tag meinen Atem.

Nach der Lesung ging eine Gruppe aus Gästen und Veranstaltern zusammen in den Kleinen Lenz. Karen Köhler bestellte Wasser »ohne Gas«, sie beantwortete Fragen, aß etwas Kleines, einen Salat oder eine Suppe.

So sicher bin ich mir da heute nicht mehr. Ich muss die sich mit der Zeit übereinandergelegten Ebenen langsam voneinander trennen. Heute gibt es ein Davor und ein Danach.

Davor:
An der Alten Kupferschmiede traf ich Hansi, ich umarmte ihn kurz. »Ich werde Opa«, er strahlte. Wäre er nicht da gewesen, wäre ich es auch nicht. Ich wäre zuhause, hätte gegen mein Bedürfnis nach Gemütlichkeit verloren. Hätte der Kultur das Bett und Hendriks Schulter mal wieder vorgezogen.

Hansi saß während der Lesung neben mir, im Kleinen Lenz ebenfalls. Ich saß schon im Frankfurter Literaturhaus neben ihm, in seinem Garten und in seinem Arbeitszimmer. Im Auto und im Café.

Danach:
Neben Hansi zu sitzen ist nicht gefährlich. Es ist gefährlich, neben Hansi zu stehen.

Davor:
»Im wievielten Semester?«
»Im dritten.«
»Tina war in meinem Seminar Literaturinterpretation.«
»Womit haben Sie sich beschäftigt?«
»Mit der Überlegung, ob es weibliches Schreiben gibt.«
»Und? Was ist Ihr Fazit?«
»The Author is dead.«
»Ich sagte doch, ihr müsst euch kennenlernen.«

Immer, wenn ich Hansi sah, sprachen wir über Bücher. Die meisten, von denen Hansi sprach, kannte ich nicht. Ich schrieb sie mir auf. Er lieh sie mir nicht. Ich leistete sie mir nicht. Zum Geburtstag schenkte mir mein Bruder eines: Dostojewski.

Danach:
Er steht noch immer ungelesen in meinem Regal.

Davor:
Mit Hansi saß ich an einem anderen Abend grinsend in der untergehenden Sonne auf einem Klappstuhl des Da Vinci im Neuenweg, Hansi schenkte Tee nach, sprach über »Koala« von Lukas Bärfuss ...

Danach:
– der 2019 den Georg-Büchner-Preis gewinnt –

Davor:
... der mir gar nichts sagte. Menschen mit Einkaufstüten spazierten an uns vorbei. Wenn Hansi von Literatur sprach, hatte ich jedes Mal spitze Ohren, saugte die Information auf. Im Seminar zur Gegenwartsliteratur war der Dozent fast sauer auf mich, als ich mehr über Lukas Bärfuss wusste als er.

An einem Nachmittag in Hansis Arbeitszimmer zeigte er mir gerade ein Buch, stand neben mir.

»Das ist die Übersetzung von ...«
Und legte mir den Arm um die Hüfte. Ließ sie da liegen. Die Sonnenstrahlen, die durch die Terrassentür auf mein Gesicht fielen, wurden unerträglich warm.

Danach:
Neben Hansi inmitten anderer Leute zu stehen ist nicht gefährlich. Es ist gefährlich neben Hansi zu stehen, wenn wir alleine sind.

Davor:
Im Bus nach Hause dachte ich: »Das meinte er bestimmt nicht so.«

Danach:
Das meinte er genau so!

Davor:
Wenn ich mich bei ihm melden wollte, kam das Gefühl aus dem Arbeitszimmer zurück. Dann fühlte ich seine Hand heiß auf meiner Hüfte liegen. Gleichzeitig dachte ich, ich sollte mich nicht so anstellen. Wieso beschuldigte ich ihn?

Vier Monate später fragte er mich, ob ich mit zur Lesung von Karen Köhler kommen wolle.

Im Kleinen Lenz bestellte ich eine zweite Cola, sah auf die Uhr, rechnete mir aus, wie lang ich noch schlafen könnte, bis mich morgens der Wecker in den nächsten Alltagsmarathon schicken würde.

»Ich mache mich mal auf den Weg, muss morgen wieder früh raus«, ich rückte meinen Stuhl zurück. »Ich gehe dann auch«, hörte ich Hansi neben mir sagen. »Fährst du mich noch nach Hause, Tina?«

Ich drückte meine Jacke enger an meinen Körper und schaute meinem Atem hinterher. Der Seltersweg wirkte länger als sonst. »Wir haben uns heute noch gar nicht richtig umarmt.«

Danach:
Fall nicht drauf rein, Tina, bleib nicht neben ihm stehen. Hier sind keine Menschen. Niemand wird dich hören.

Davor:
»Oh, ok.«
Ich drehte mich zu ihm und legte die Arme um Hansi. Eine Weile hielten wir uns fest. Dann lockerte ich meinen Griff, er dagegen hielt mich weiterhin, sodass wir uns direkt ins Gesicht blickten. Eine Sekunde. Zwei Sekunden. Das machte er nicht wirklich?

Danach:
Das machte er wirklich!

Davor:
Er schloss die Augen, spitzte den Mund.
Kam näher – so nah.

Danach:
»Was machst du da? Wie kommst du darauf, dass ich das will?«
»Na ja, du hast Andeutungen gemacht. In deinen SMS, ich habe da ganz klar etwas rausgelesen.«
„Das ist nicht dein Ernst?!"

Er stieg neben mir ins Auto, sagte den ganzen Weg über kein Wort mehr. Ich führte lautlos Selbstgespräche:
Wie gut, dass ich schon 27 bin,
wie gut, dass ich nicht 18 bin,
wie gut, dass ich nicht von dir abhänge,
wie gut, dass mir deine Meinung scheißegal sein kann,
wie gut, dass du keine Macht über mich hast.
Du hast keine Macht über mich, hörst du?
Du hast keine Macht über mich!

»Bis bald – und grüß Hendrik von mir«, sagte er, als ich in seiner Straße anhielt. Die Autotür fiel ins Schloss. Ich sah ihm nach, bis er in seinen Hof bog. Meine Fingerspitzen kribbelten.

Mein Herz pochte, mein Hals fühlte sich zugeschnürt an. Marina? Thomas? Rollte Namen über mein Handydisplay, Pia vielleicht? Wer war noch wach? Was sollte ich sagen? War da gerade überhaupt etwas passiert? Hatte ich überreagiert?

Davor:
Ich hatte die Kontrolle. In jeder Sekunde hatte ich die Kontrolle darüber, was passierte und was nicht.

Danach:
Ich hatte mich ausgeliefert gefühlt, auch wenn mein Schreien mir half. Ich fühlte mich verletzt, auch wenn er mich zu nichts gezwungen hatte.

Es war nichts passiert.
Es war so viel passiert ...

Du hast mir etwas weggenommen.
Gib mir meine Leichtigkeit zurück.
Nimm die Angst mit, die du dagelassen hast.
Ich will das Misstrauen nicht, das du mir eingepflanzt hast. Ich will nicht darüber nachdenken, bei wie vielen jungen Frauen du das versucht hast.
Ich will nicht mehr darüber nachdenken, bei wie vielen du deine Macht ausgenutzt hast.

Markus Henschler

ZWEI BIER BEI MARBOBO

Du wurdest geborn und da war schon entschieden
Welche Kinder verliern und welche Kinder siegen
Doch du hast Glück gehabt, deine Eltern ham Geld
Denn sie wohn auf der richtigen Seite der Welt

Du fandest das toll und deine Eltern dich niedlich
Das Sparbuch war voll und das Land wieder friedlich
Du wirst größer, machst Abi und du kannst alles kaufen
Einen Führerschein, Ausland und Hauptsache Saufen

„Geh zur Uni mein Kind, lern auswendig den Bums!
Bildungsbürgertum, Baby, du wirst einer von uns“
Deine Eltern, die wollen, dass es bleibt, wie es ist
Dass du möglichst viel Geld hast, du denkst dir: „Wasn Mist“

Ob Sekt oder Selters, ob Arm oder reich
Egal was du verdienst, am End ist es gleich
Denn Freundschaft und Liebe und schöne Momente
Sind mir Hundert Mal lieber als ne stattliche Rente

Und seit deinem Auszug hast du so viel gelernt
Wie man kocht, wie man putzt, Rotweinflecken entfernt
Wie man klarkommt mit sich und der ganzen WG
Wer von uns putzt den Boden und wer das WC?

Vielleicht ist dein Girokonto keine Goldmine
Vielleicht hast du keinen Garten und keine Spülmaschine
Vielleicht kaufst du den Wein von den billigsten Reben
Doch ich sag dir, auch so lässt es sich sehr gut leben.

Häng mit den Gedanken nicht am Materiellen
Geh raus in die Stadt, dich zu andern gesellen
Dass es in Jysentown kalt ist, das hast du gelernt
Doch dann ist es die Freundschaft, die Herzen erwärmt

Ob reich oder arm, ob Selters oder Sekt,
Und ich hoff irgendwann ham es alle gecheckt
Glück kannst du nicht kaufen, du brauchst nicht so viel Kies
Niemand braucht so ne Rolex, niemand braucht SUVs

Dein Master ist fertig und du denkst, du bist alt
Dir wachsen die Sorgen proportional zum Gehalt
Du hast Kinder, zwei Autos, ein Haus und merkst prompt
Dass man vom Geld essen nur Verstopfung bekommt

Der Blick auf das Konto tat damals noch weh
Du hattest nicht viel und das war dann ok
Deine Kinder sollen lernen, das Leben zu schätzen
Auch ohne ne Villa, abseits von Golfplätzen

Also rufst du den Nachwuchs, sag „Kinder, hört her!“
Und erzählst von der Zeit aus der Stadt ohne Meer
Erzählst wie es war, finanziell eher No Go
Doch es reicht fürn Wrap und zwei Bier bei Marbobo

Ob arm oder reich, ob Sekt oder Selters
Ich bin kein Millionär und ich glaub mir gefällt das
Denn Freundschaft und Liebe und schöne Momente
Sind mir Milliarden Mal lieber als ne stattliche Rente

TEENAGE RIOT

Maximilian Lipski

Rauchen ist seit damals vor fünf Jahren das Einzige, das ich aus voller Überzeugung und Seele tue und vor allem schamlos. In Kneipen, meinem Zimmer im Studentenwohnheim, auf dem Campus, neben der Zapfsäule, während der Tank vollläuft. Es füllt die Stille mit Bewusstsein. Die Übelkeit im Magen, der Speichel in den Wangenhöhlen, das Rasseln der arbeitenden Lunge, der Rauch durch die Zähne und das tiefe Ausatmen. Ich fühle mich wie ein Lebewesen, das mit Sinn und Zweck von einer höheren Entität zusammengesetzt worden ist.

Sonst schäme ich mich für alles. Ich schäme mich dafür, mich auf offener Straße umzudrehen, weil ich in die falsche Richtung laufe. Es muss ein Geheimnis bleiben, deshalb muss ich mindestens einmal die Straßenseite wechseln. Ich kann die Gedanken der Leute hören. Ein kurzes »Idiot« oder »Spast«. Mehr ist ihnen das nicht wert. Beim Feiern erkennt man mich daran, dass alle ekstatisch ihre Arme in die Höhe werfen und meine herabhängen wie zwei Stalaktiten. Ich erinnere mich an das eine Mal, da hatte mir ein Song gefallen, den ich noch nie zuvor gehört hatte, und auf einmal waren meine Arme im Takt in der Luft. Ich hatte zwei Bier getrunken. Voller Übermut hatte ich eines der Mädchen auf den Mund geküsst, in dem Moment war es mir auch egal welches. Sie war einige Sekunden später verschwunden. Auch das war mir egal. Und ich tanzte weiter. Albern lachend, jede Bewegung schrecklich eckig. Als das Lied abrupt in ein anderes überging, hatte ich innegehalten und die spöttischen Gesichter der am Rand Sitzenden gesehen. Als sie bemerkten, dass ich sie bemerkte, wandten sie ihre Gesichter angewidert ab. Und ich hörte sie reden.

Das mit dem Rauchen hätte vielleicht auch nie begonnen, wenn ich damals nicht an der Tankstelle in Wieseck gearbeitet hätte. Ich stand hinter der Theke, als mit quietschenden Reifen ein BMW an die Zapfsäule 3 fuhr und ein wankender Mann ausstieg. Als er durch die Tür kam, roch ich den Alkohol bereits. Er stolperte auf die Theke zu.

»Ein Snickers, eine Bifi und drei Grasovka, bitte«“, verlangte er mit österreichischem Akzent und ich gehorchte. Während ich kramte, fing er an zu erzählen: »Ich habe gerade das Geschäft meines Lebens gemacht. Eine Milliarde Umsatz wegen irgendwelchen Schlitzaugen, die was unterschrieben haben. Kannst du dir das vorstellen? Ich habe nur etwas unterschrieben und morgen bin ich der Held.« Er konnte sich kaum mehr halten vor Lachen und drohte über die Theke zu fallen. »Glückwunsch«, murmelte ich. »Und wenn ich morgen früh wieder in Salzburg bin, dann– «, er rülpste laut, »vielleicht bläst mir meine Frau mal wieder einen.« Mir wurde flau im Magen. »Oder ich such mir so ein junges Ding. Die Nutten in Salzburg si– « Ich stellte ihm drei Wodka hin. Einen nach dem anderen kippte er sie herunter. »Gib mir das Fressen, sonst kann ich nicht fahren.« Ich kassierte ihn ab. Er stopfte sich Wurst und Schokolade parallel in den Mund, kaute dreimal und schluckte. Als er wieder im Wagen war, düste er los wie in einem Actionfilm. Die Reifen quietschten und hinterließen Spuren auf dem Asphalt. Hinter ihm erschien ein Mädchen mit blondierten, schulterlangen Haaren und weißem Unisex-Shirt.
»Du, hättest du den nicht aufhalten sollen?«
»Die Welt ist überbevölkert. Das passt schon«, antwortete ich. Das fand sie witzig und grinste.
»Ach ja, dann jagen wir uns morgen gegen den demografischen Wandel im Altenheim hoch?«, fragte sie.
»Das wäre doch mal eine Idee für ein erstes Date.« Ich hatte das nicht beabsichtigt. Ich schämte mich sofort, zwang mich aber, ihr in die Augen zu schauen. Trotzdem raste die Ablehnung auf mich zu wie der BMW des Besoffenen. Ich bekam Kopfschmerzen.
»Ich schmeiße heute Abend eine Party bei mir. Meine Eltern sind nicht da. Lass uns mal da anfangen.«
Meine Körpertemperatur wechselte innerhalb von Millisekunden zwischen Fieber und Schüttelfrost.
»Ja, klar.« Das klang souverän, aber mehr bekam ich einfach nicht raus.
»Und bring was aus eurem Lager mit. Bitte nicht den Spiritus, okay?«
Ich nickte.
»Willst du nicht fragen, wie ich heiße, oder meine Nummer wissen?«
»Deine Adresse reicht mir.« Ich wurde sicherer, fast cool. Ich erlaubte mir ein schiefes Grinsen.
»Eulenkopf 21.«
»Im Zigeunerviertel?«
»Exakt, Chabo.«
Sie ging ohne Gruß und ohne etwas zu kaufen. Panisch griff ich zum Hörer und rief die Polizei. Der Beamte beschimpfte mich als Idiot, weil ich dem Österreicher den Schlüssel nicht abgenommen hatte. Er laberte was von Zivilcourage und dass er auf mich zurückkommen würde. Ich hörte nie wieder ein Wort. Bei der Inventur sollten wir bemerken, dass eine Packung Rasierklingen und zwei Bounty-Riegel fehlten.

Da stand ich nun also vor ihrem Haus in diesem runtergerockten, verlebten Viertel Gießens, das seinen Ghetto-Charme längst verloren und ihn durch Sozialwohnungsflair ersetzt hatte. Kein Blaulicht, dafür Wäsche an den Ständern im Innenhof und bunte Spielplätze. Ein einziges Mietshaus war hell erleuchtet. Die Tür stand offen. Es schienen nicht nur ihre Eltern nicht da zu sein, sondern gar keine. Das ganze Haus, alle sieben Stockwerke wurden von Jugendlichen befeiert. Im Treppenhaus wurde sich unterhalten, in den Wohnungen getanzt und in jeder Badewanne lagerte Alkohol. Ich hatte Whiskey, Bacardi, Havana, Absinth und Bier aus der Tankstelle mitgenommen. Dazu eine Flasche Spiritus. Als Gag. Ich hatte etwas übertrieben und war pleite für den Rest des Monats. Ich lieferte meine Getränke an einer der Badewannen ab, bis auf den Spiritus. Dann suchte ich. Als ich sie nicht fand, begann ich zu tanzen. Die Arme immer höher in der Luft. Ich lachte und tanzte alleine auf der größten Party dieser Scheißstadt, in der ich gefangen war, bis ich achtzehn wurde. Um zwölf schlug die Stimmung um, die ersten fanden ihre Partner für die Nacht und zogen sich zum Knutschen auf eine der vielen Couches

zurück. Nach Stunden senkten sich meine Arme zum ersten Mal und da sah ich sie. Sie stand im Mondschein an einem Fenster und rauchte. Sie hatte einen Rock mit einer zerpflückten Strumpfhose an und eine zu große Lederjacke um ihre Schultern gelegt. Ich ging zu ihr und stellte den Spiritus auf das Fensterbrett. Sie lachte.
»Hey, der Tankstellenjunge!«, begrüßte sie mich.
»Coole Party!«, sagte ich.
»Ich hasse Partys«, sagte sie.
»Ich auch, aber irgendwie bin ich mir zu jung, um mich nicht beim Tanzen zu blamieren.«
Sie lachte.
»Siehst du den Typen da drüben?«, frage sie und zeigte auf einen pickligen Jugendlichen mit vollgepisster Jeans auf der Tanzfläche. Ich nickte.
»Der hat Ketamin geschmissen. Das ist irgendwie eigentlich für Tiere als Narkose, aber bei Menschen wirkt das krass bewusstseinsverändernd. Weißt du, was der morgen erzählen wird?«
»Dass es megageil war?«
»Dass Ketamin die krasseste Auflösung ist. Vier Jahre Koma in dreißig Minuten, übelster Hirnfick und hammergeil tanzen.«
»Und dabei hat er sich eigentlich nur eingepisst«, sagte ich.
»Exakt.«
Sie ergriff meine Hand und führte mich in ein Zimmer. Überall lagen Bücher auf dem Boden verteilt. Mit Lesezeichen oder einfach nur geknickt, um die Seitenzahl zu markieren, an der aufgehört wurde zu lesen. Sie zog mir den Pullover aus. Ich blieb mit dem Kopf stecken.
»Was wird das jetzt genau?«, fragte ich.
»Das weißt du genau«, sagte sie.
»Wirklich? Einfach so?«
»Wenn du jetzt nicht dein Maul hältst, überleg ich es mir vielleicht nochmal.«
Ich schämte mich, wurde rot und blickte auf den Boden. Dann zog sie ihre Lederjacke und das Spaghettiträgertop aus. Irgendwann in dieser Nacht saß sie auf mir, die Brüste durch eine Anaconda-Ausgabe von Ulysses verdeckt, und las vor.

Am nächsten Morgen wachte ich neben ihr auf. Sie schlief noch. Ich schälte mich aus der Decke und stand auf. Ich bemerkte, dass ich nackt war. Es lugte eine Packung Zigaretten aus ihrer Lederjacke. Auf dem Schreibtisch lag ein Feuerzeug. Ich stellte mich ans Fenster und scheiterte dreimal daran, das Feuer zu aktivieren. Ich hörte ihre Gedanken: »Jaja, die Kindersicherung«. Am Ende stand ich nackt vor diesem Fenster, die Kippe in der Hand. Seitdem rauche ich.

HESSISCHE ANTIHELD*INNEN-HAIKU.

Zyklus von **Annika Carmen Schmidt**

crystal im körbchen
statt rosen, holy elli
(-sabeth) breaking bad

stuffo dealt es aufm

staufenberg. smart(phon)e nummer

direkt zum teufel

lahn ruft stuffo an

ich will keine opfer, bin

besser als mein ruf

weiter wäscht elli

kotige kügelchen

wasserlilienweiß

mit milder fluth trän-

kend, elli eisummantelt

tabula rasa

Legenden-/ Sagen-Noten

Zu Haiku I: Landgräfin Elisabeth von Thüringen (* 1207, † 1231), Schutzpatronin von Hessen, Heilige der katholischen Kirche, brachte der Legende nach den Armen zum Missfallen ihres Mannes Brot. Sie log ihn über den Inhalt ihres Korbes an, er beinhalte nur Rosen und tatsächlich, als er in den Korb schaut, sieht er Rosen über Rosen. Das sogenannte »Rosenwunder«.
Später wird sie zusammen mit ihren Kindern obdachlos. Weder der Klerus noch die, denen sie einst half, unterstützen sie.
Zu II: Das Bildnis des Götzen Stuffo stand laut Sage auf einem Berg in der Nähe von Gießen im heutigen Staufenberg. Wenn das Volk Stuffo anrief, wurde er zum Sprachrohr des Teufels.
Zu III: »Die Lahn und die Fulda fordern jedes Jahr ein Menschenopfer.« Heinz Rölleke: Die Lahn hat gerufen.
Zu IV: Im Marburger Stadtteil Cappel befindet sich die Einfassung der Quelle des Brunnens der heiligen Elisabeth, auch »Schröcker Brunnen«, dessen Wasser, so eine Sage, ohne Seife reinwäscht. Elisabeth soll dort ihre Weißwäsche gemacht und auf Sonnenstrahlen zum Trocknen aufgehängt haben.
Zu V: Auch Elisabeth bekam – der oft in der bildenden Kunst dargestellten Legende nach – im »Mantelwunder« einen solchen von Engeln gebracht, nachdem sie zugunsten eines Büßergewandes ihren letzten einem Bettler geschenkt haben soll.
Metamphetamin, Crystal Meth wird auch »Ice« genannt.
Was aus Stuffo und Lahn wurde, ist nicht überliefert.
»mit milder fluth tränkend«: Versteil aus lateinischem Gedicht am Gebäude des Schröcker Elisabethbrunnens in der Übersetzung von Karl Wilhelm Justi (* 1776 in Marburg, † 1846 ebenda).
Quellen für die Legenden- bzw. Sagennoten: Heinz Rölleke: Das große deutsche Sagenbuch. Des Weiteren: mündliche Überlieferung, Werke der bildenden Kunst, Wikipedia.

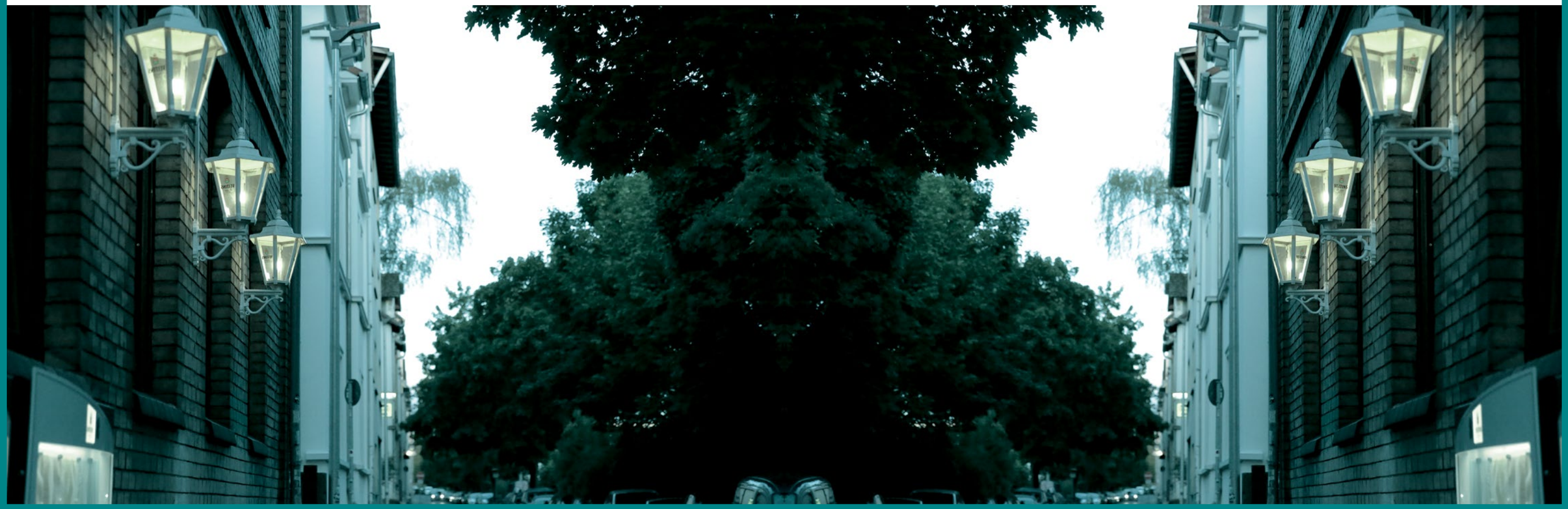
DAS GLÜCK

Florian Michnacs

Ich will über mein Unglück nicht lügen oder über meine Stadt sinnlos motzen. Ich berichte hier neben anderem die größte Ehre in meinem Leben. Die von mir oft überquerte Lahn ist ein prachtvoller Strom und nicht bloß so ein Algenviereck wie der Schwanenteich. Bei der erstmaligen Fahrt durch die Eichgärtenallee verwechselte die gedankenversunkene Ortsfremde die beiden Gewässer vom Beifahrersitz des Burmestermercedes her ganz selbstverständlich, denn sie ahnte, unser Fluss ist wahrheitsgemäß, sowie von Ortsfremden neutral beurteilt, bescheiden. So verhält es sich wohl auch mit dem Riegelpfad, der die nicht mehr ganz frische Häuserzeile gegenüber dem Bahndamm in Richtung Tonwerke Gail vom Bahnhof Gießen ausgehend mit einer Abzweigung Richtung Nieder-Ohmen darstellt. Diese langgezogene Häuserzeile ist schlicht, sie enthält mal mehr und mal weniger neurotizistische Menschen. Hier geht es also nicht um eine kommunalpolitisch beglückende Gewerbemagistrale wie den Schiffenberger Weg. Der Riegelpfad liegt im Südviertel, dessen ominöse Lebewesen ich ausgerechnet in einer diesen gewidmeten Geschichte wegen des Persönlichkeitsschutzes nur ohne Nachnamen betrachte. Und der Vater der wichtigsten lebenden Gießener Romanfigur hat in seiner Prosa die Leute auch immer mit deren echten Namen eingebaut, wenn die ihm im Ganzen lieb vorkamen. Dann hat sich Carina bei einem konspirativen Treffen in der Plockstraße zur allerersten Käuferin meines Schriftstellerlehrbuchs erhoben, weil ihr Vater darin vorkommt. Voraussichtlich hat Peter Kurzeck die von mir inkriminierte Straße in seinen Schriften vorkommen lassen, seine Tochter hat aber noch nicht alles von ihm gelesen. Der Riegelpfad ist unexakt mittig zerschnitten von der Ludwigstraße. Wenn unser Vater Harald aus Richtung Martinshof in den Riegelpfad fuhr, lenkte er den VW-Bus an der Mauer mit den weißen Strichmännern entlang. Diese rennen, wenn auch verblasst, vier Jahrzehnte später noch Richtung Stadtrand, begleitet von einer grob nachdenklichen Überschrift zum Charakter der Lohnarbeit. Die Arbeiterschicht im klassischen Sinne vertrat im Riegelpfad der Handwerker Wähner mit seinem eingerückten Autohof im Straßenabschnitt zur Fabrik Heyligenstaedt hin. Der Name »Wähner« ist eine durch Zusammenziehung entstandene Form von »Wagner«, einer Berufsgruppe mit Bezug zu hölzernen Fahrzeugen. Da Wähners Autohof längst überbaut ist, war er wohl der letzte Vertreter einer Fahrzeugreparaturdy-

nastie gewesen. Unsere Mutter Nane kommt in dieser Geschichte nicht handelnd vor, weil sie an den Reparaturen des VW-Busses mental stets keinen Anteil zu nehmen schien, sie wird mir aufgrund ihrer Verstorbenheit ohnehin immer ein Rätsel bleiben – Kupplungsseil gerissen, Getriebe kaputt. Den Burmestermercedes steuerte vier Jahrzehnte nach dem Quell der jetzt geschilderten Erinnerungen mein jüngster Bruder Kristian am Schwanenteich entlang, die Ortsfremde ist meine Schwägerin Emine vom Norddeutschen Rundfunk. Aus meiner Sicht ist die Banane eine bittere Pille, aus der Sicht des Arztes ist das gelbe Objekt eine lebenswichtige Kaliumquelle. Und als ich in den Schwanenteich pinkeln musste … das schildere ich lieber nicht. Wegen dem eventuellen Bußgeldverfahren. Im Riegelpfad wohnen Umweltschänder. Die Sperrmüllabholung ist in Gießen kostenlos, dennoch tragen die Riegelpfader ihren Sperrmüll und das alte Geschirr wie auch die defekten Musikanlagen in die Bahnunterführung Ebelstraße auf Stephanstraße. Ich weiß übrigens gar nicht, warum ich mich in meiner eigenen Stadt immer als Zuschauer fühle, den Untergrund der Zwischenstation durchwabert der Alkohol. Ich darf die Geschichte der ökotrophologischen Freundin des Medizindoktoranden Jens hier leider nicht in Gänze berichten, denn die spielte sich in der parallel zum Riegelpfad verlaufenden Liebigstraße ab. Aber das damalige Geschehen ist unerhört. Das besagte Paar wohnte zumindest mit direktem Blick auf den Riegelpfad an dessen Einmündung. Den aus ihrem Fahrradkorb verschwundenen Rucksack mit der vollständigen Diplomarbeit auf dem Weg zur Abgabe hat die arme Frau von den Leuten aus dem Südviertel in 1993 jedenfalls nicht zurückgekriegt. Vermutlich hatte unser Vater von Doktoranden den Rat erhalten, seinen VW-Bus zur Werkstatt Wähner zu bringen. Das war ein pittoresker Laden, dessen Beauftragung sich Studenten monetär leisten konnten. Unser Vater war Laborassistent bei Professor Neuhof gewesen, welcher dann auch die packende Trauerrede für ihn hielt. Dass unser Vater ein begnadeter Hobbyfotograf gewesen war und all so was – ich hatte an dem Tag nichts hinzuzufügen. Der sehr freundschaftliche Nachruf war von einem zweiten Schlaganfall verursacht worden. Zum Tankwart ernannt hatte die Bundeswehr unseren Vater Anfang der 1960er Jahre, seinen Führerschein hatte er jedoch erst Mitte der 1970er gemacht. Der hagere Blaumann Wähner war in meiner kindlichen Wahrnehmung Antipode der weißen Strichmänner, die mir seit einiger Zeit die Frage stellen, ob vielleicht der Siegfried Roth diese an die Mauer gemalt hat. Siegfrieds Gesellenstück als Maler und Lackierer sehen wir auf dem Apothekenhaus am Busknoten Marktplatz, er hat den sachlich bis ernst zu nehmend erscheinenden Engel auf der Flachdachspitze vergoldet. In Friedberg oder Bad Nauheim hatte Siegfried in seinen wilden Jahren auf einer Party zusammen mit dem US-Soldaten Elvis Presley spontan Klavier gespielt, zwei Wetterauer Mädels hatten Siegfried zu der Party mitgeschleift. Später irgendwann hat er sich falsche Substanzen eingeworfen und wurde zum Traumtänzer. Ganz bescheiden sagte er mir über sein Pianoerlebnis bloß: »Das war ein netter junger Mann«. Darüber leiste ich mir doch glatt einen für Euch kaum nachvollziehbaren Gedankensprung: »Das bürgerliche Recht ist die Vaseline der Volksverarscher!« Das habe ich in einem Buch gelesen, das im Riegelpfad an einer Hauswand abgelegt war. Die Riegelpfader sind ein wenig abergläubisch, der Riegelpfad repräsentiert einen Ereignishorizont. Dieter war in den 1970ern bei den Razzien gegen die Heroinszene entlang der Mauer mit der Lohnarbeitsparole nie hopsgenommen worden, weil er mit seinem ordentlichen Haarschnitt und dem Schnauzer sogar von den Polizisten für einen Polizisten gehalten wurde. Dieter ist Autohandwerker wie der Herr Wähner. Siegfried war lebenslänglicher Paradiesvogel. In der Braugassenkneipe Domizil schlief Siegfried öfters inmitten des laufenden Betriebs auf dem Tanzboden ein, niemand missachtete ihn. Als Mädchen für alles musste ich in der Braugasse dafür sorgen, dass Dieter nicht den Frischholz ermordete. Denn der Frischholz hatte in grauer Vorzeit Dieters Motorroller umgeschmissen, der Dieters Einundalles war, als Dieter sich wegen Arbeitslosigkeit kein protzigeres Gedröhn hatte leisten können. Die Polizei sprach über ihn so mit mir: »Polizeinotruf, guten Morgen?« – »Ja, hallo, ich bin Geschäftsführer vom Domizil in der Braugasse. Hier sind der ADAC-Dieter und der Frischholz …« Und dann ein ganz unsachlicher Fluch: »Schon wieder die beiden?!? Ja, danke! Ich schick sofort Leute!!!« Die beiden einfühlsamen Männer haben es überall in der Stadt zusammen getrieben, wenn sie sich zufällig über den Weg liefen. Im Bereich der Strichmänner und Heroinrazzien jedenfalls liegt die Eingangstür des Tanzlokals Scarabee. Der Graumüller und die Bialas hatten die Kneipe lange betrieben und haben miteinander Laura

in die Welt gesetzt. Bitte, dass ich Eurer Tochter so einen schönen Geburtstag ermögliche, sie weiß von mir auch schon Bescheid hierüber. Als VW-Buspassagier hatte ich keine Idee davon gehabt, dass Laura als äußerst verlässliche Thekenkollegin einmal erbost auf mich fluchen würde, weil sie nicht in meinen Büchern erwähnt sei, die Rike hingegen schon. Die zweite urzeitliche Bar im Riegelpfad ist das Klimbim, das ich Anfang der 1980er mit Inhalten unseres Sanyofarbfernsehers vermengte, wenn der VW-Bus aus dem Hof Wähner in Richtung Ludwigstraße tuckerte. Die Arbeiterklasse ist alt und bequem geworden, darum schaffen die Kommunisten ihre schweißtreibenden Bücher aus dem Haus. Und Ingrid Steeger ist alt und zerknittert geworden, unvorzeigbare Schauspielerinnen sind ungeliebt, fallen auch immer wieder auf eitle Männer herein. Ingrid hatte im Sanyo für die ARD in der Serie Klimbim mitgespielt. Als hochseriöser Kindergärtner fühlte ich mich durch die Frivolität dieser Sendungen alarmiert und war mir für eine jahrelange Fehlinterpretation der gleichnamigen Trunkbucht als Puff nicht zu schade. Ich hatte damit völlig vermessen gedacht, denn Jutta hat dort gezapft. Ähnlich der Laura ist sie eine ganz patente wie auch unbestechliche Frau. In dem betreffenden Straßenabteil steht ein grünes und ranziges Haus, in dem Silvias WG residierte. Silvia hat in der BFT-Tanke Frankfurter Straße als Studentin gearbeitet, sie war auch kurz mit meinem einstigen DJ-Kollegen Lars zusammen. Und die Tanke mit Silvia drin ist überfallen worden, sogar mit Zeitungsbericht. Räuber heißen meine Person »Kackvogel«, wenn sie von mir die Ladenkasse nicht kriegen. Ich bin Dichter und furchtbar hart, deshalb hatte ich Sonja im Scarabee überhaupt nicht bemerkt. Ein Dreivierteljahrzehnt später stieß sie in der Braugasse wieder auf mich und sagte, dass sie sich im Scarabee rettungslos in mich verknallt gehabt hatte. Nichts hatte sie ausgelassen, um in den Bereich meiner Aufmerksamkeit zu gelangen, es war alles vergebens gewesen, sie ist sehr nett. Nun gut. Vor etwa drei Jahren ging ich vom Aulweg kommend vormittags durch den Riegelpfad und gab mich solchartigen Erinnerungen hin. Wie um den Jahrtausendwechsel unsere Künstlerbande sonntags am Stammtisch in der Gaststätte Bahndamm bei Familie Gerbig die Sperrzeit verachtete, eine Schlachtplatte mit Pommes und Mayo als größte Herausforderung der Stadt. Felix und Kristian plappern und blagen in den Kindersitzen auf der Rückbank des VW-Busses rechts von mir. Felix ist Hubschrauberpilot bei der Bundespolizei, ich kann ihm aus dem Riegelpfad zuwinken. Ingrid Steeger war vor ein paar Monaten in der Zeitung, weil sie als unvorzeigbare Schauspielerin aus ihrer Sozialwohnung geworfen werden sollte. Das grüne Haus muss repariert werden und aus dessen Hof trat vor, wie gesagt, ungefähr drei Jahren ein Kerl von Anfang 20 auf den Bürgersteig. Ganz untypisch für seine Generation stellte er einen zauseligen Vollbart und eine damit harmonierende wirre Frisur zur Schau. Sein schlichter Anorak war vom Licht verblichen. Im Riegelpfad ist irgendetwas, das ich ergründen muss; dessen Andeutung erfuhr ich als ein radioaktives Gebell. Aus dem ranzigen Anorak heraus blickte mich der charmante Mann von oben bis unten missmutig bis abwertend an. Er wandte sich dann von mir ab und ging zügig von mir fort. Im Moment seiner Abwendung lief innerhalb seiner verwaschen gemusterten Pluderhose ein Vorgang ab, für dessen Bezeichnung ich aus jungen Jahren das Tuwort »koffern« entsinne. Es ist recht ätzend, in Gießen meinem Glück hinterherrennen zu sollen. Die Fahrgemeinschaft zum Konzert von Slayers wiedervereinigter Originalbesetzung in Düsseldorf hatte dafür gesorgt, dass Sabine von hinter der Scarabeetheke und ich mit unseren Armen in der ersten Reihe, unablässig gepeitscht von den schweißgetränkten Haaren des Headbangers hinter uns, gegenseitig sanfte Situation gemacht haben, obwohl wir uns bis zu diesem mörderischen Abend gar nicht gekannt hatten und uns unter alltäglicheren Umständen auch sicherlich gar nicht bemerkt hätten. Das war sehr schön und ich erinnere mich gerne daran. Jedenfalls ging ich spartanisch weiter durch die Gegenden Ludwig-, Goethe-, Löberstraße bis zur Wieseckbrücke am Berliner Platz. Exakt mittig zwischen der Brücke und dem der Kongresshalle vorgesetzten Kiosk kam mir ein Mann entgegen von geschätzten 55 Jahren, der in Kontaktanzeigen als »Jeanstyp« für sich werben würde. Sein Denimanzug war abgearbeitet, seine Kopfbehaarung nicht bekümmert. Gelegentlich ruiniere ich meine humorigen Wendungen durch nachgeschobene Erklärungen, war in der Zeitung zu lesen über eine vor über 20 Jahren stattgefundene Romanlesung in einer längst aufgelösten Riegelpfadkneipe. Die sehr verzagte Gangart des Mannes, auch sein ratloses und zugleich kindhaft überraschtes Gesicht machten mich konzentriert. Ich passierte ihn und ein uns Menschen aus alltäglichster privater Verrichtung geläufiger Duft eröffnete mir ein Traumbild: »Hoffentlich ist das sein Vater!«



Gedichtete Fotografien

aus Gießen und

der näheren Umgebung

von **Hess Paul**

Bereift rauscht der Abend

(Felsenweg, Lahn)

Nebel dünstet.
Schwarz raben Äste
über den Fluss.
Die Luft kormorant um entrindete Baumleichen.
Darüber der Himmel : kranicht unsichtbares
Nordweh zwischen Tropfen
lichtern Gebäude, fabrikt es in verwellten Hügeln.
Davor beint Dienstschluss paarweise
vereint vorüber.
Frauen freizeiten geleint
an Hunde
in Jogginganzügen.

Einsam reihert ein Vogel wolkengrau
in Richtung Autobahn.
Ein Ruderer bugt unverdrossen
Kajakkräusel in den Fluss.
Bereift rauscht der Abend
den zermartinshornten Horizont entlang.
Hähne schimpfen
veramselt : Schlafplatzstreit.

Die Nacht beginnt zertatzt.

Seerhythmus

(Dutenhofener See, Nordufer)

Luft knirscht Frost,
darunter Eis:
schollt verschlagen durch den See
springt rissig
und glockt kurz dumpf auf.
Dazwischen walzt Wasser träge
zum Ufer her.

Zerträume mich
durch die Spalten
unters Eis,
verschmelze mit trübem Grünlicht
bis ich grau
mich kaum mehr kenne.

Novemberbräune

(Feldflur zwischen Heuchelheim und Wettenberg)

Nichts in der Ödnis.
Die untergeackerte Flur kohlt dünstend.
Kein Hase
lampt durchs Blickfeld.
Gelb senft es
aus überbläuten Blättern,
auf denen Wasserperlen
quecksilbern.

Hecken kahlen durchkräht,
überwolken kalt wie klamme Laken
verkühlte Landschaft.
Mücken zertanzen Dunst und verherbsten,
Brombeer durchrutet sich dringend.
Novemberbräune zieht sich ein
unter Wiesen.
Darüber kötteln Karnickel.

Mond zimmert Lichter

(Schwarzlachweg 18, 2. OG)

Mond zimmert Lichter
durchs Dunkel
heitern Blausterne und keltern mein Gemüt.
Geschüttete Schale Schwarz.

Die Stadt läuft leise
Amok durch das Fenster. Jugendliche mofan sirrend
durch die Straße. Das Nachbarpaar kommt
sich vor dem Fernseher
ins Gehege und floridarisiert sich
nachher eine Zukunft.
Gassenhauer verballern
die sie singenden Fressen.
Laut halst
das Verbalbrachial aus Kehlen.

Doch kommt es nicht zu Schlägen.
Zu jung der Abend : längt sich.
Zwei autotüren
angeregt nach Hause.
Wimmernd verblendet sich Dynamosurren.

Schließe das Fenster
lausche.
Aus der Ferne scheinwerfern schattige Tänze
das Zimmer entlang.

Zigarette mich.
Stille
kühlschrankt
aus der Küche, dann thermt es
aus ihr fegefeuern.

RÉSISTANCE EN RÉSIDENCE.
Ein Stipendientagebuch

Wahre Begebenheiten und lebende Personen haben die folgende Erzählung inspiriert, um darin vom Autor auf groteskeste Weise verzerrt zu werden.

Daniel Schneider

Tag 1

Jemand muss einen Fehler gemacht haben. Man hat mir ein Autorenstipendium gegeben. Ein Freund von mir hatte die Ausschreibung gesehen, mir gesagt, ich solle mich bewerben, und ehe ich mich versah, bin ich mit einem Koffer voller leerer Notizbücher nach Bordeaux geflogen und in ein lückenlos ausgestattetes Haus in der Altstadt gebracht worden, das für die nächsten zwei Monate das meinige sein wird.

Ich soll hier *Spindlers Wege* schreiben – ein Romanprojekt, dessen Idee mir mit sechzehn gekommen ist und das ich vielleicht besser gleich damals beerdigt hätte. Aber jetzt werde ich mich morgen an den Schreibtisch setzen und meine Hirngespinste doch zu einem Buch stricken müssen.

Ich beschließe, parallel dazu dieses Stipendientagebuch zu führen, um den Fortschritt an meinem Roman und meine Erlebnisse hier zu dokumentieren. Die nächsten Stipendiaten werden es bestimmt interessant finden, was ihr Vorgänger getrieben hat.

Tag 2

Beim Frühstück bin ich zu der Einsicht gelangt, dass es wenig sinnvoll wäre, mich an meinem ersten richtigen Tag in Bordeaux in meinem Haus zu verbarrikadieren. Wie könnte ich mich an den Schreibtisch setzen, ohne die Stadt zu kennen, in deren Mitte dieser Schreibtisch steht? Also ziehe ich nach dem Frühstück in die Richtung los, die Murielle von der französischen Partner-Organisation meines Stipendiengebers gestern als Innenstadt ausgewiesen hat.

Da klafft mitten auf dem Bürgersteig ein etwa einen halben Meter tiefes und breites Loch. Ungläubig starre ich in die ausgebohrte Tiefe. In Deutschland tauchen solche Löcher nicht einfach so vor einem auf, denke ich. In Deutschland werden solche Löcher mit einem fünf mal fünf Meter großen Quadrat aus hektisch blinkenden Absperrgittern umstellt, welches fünfmal zuvor durch ein »Achtung Baustelle!«-Schild angekündigt wird. Und auch das nur, wenn die Straße mit diesem Loch mindestens fünfzehn Meter breit ist. Ansonsten wird ein halbes Jahr lang der gesamte Straßenblock gesperrt.

Nachdem ich dem Loch erfolgreich ausgewichen bin, versuche ich an Kreuzungen und Gabelungen, das Garonne-Ufer zu erspähen. Doch die Bordelaiser Innenstadt entpuppt sich als ein Rhizom aus derart verwinkelten Straßen, dass meine Sichtweite wie bei dichtem Nebel unter fünfzig Metern bleibt.

Endlich gelange ich an die Uferpromenade und setze mich auf eine Bank. Um mich herum experimentieren Jugendliche auf Fahrradrampen mit der Schwerkraft, Vertreter der berühmt-berüchtigten Bordelaiser Bourgeoisie führen ihre fein-fluffig frisierten Hündchen spazieren. Das Wasser der Garonne ist überraschend schmutzig, doch das hindert die Bordelaiser Bourgeoisie nicht daran, mit einer Eleganz an dieser Kloake entlangzustolzieren, als flösse neben ihnen der goldenste Wein aus dem Barsac. Bei Franzosen kommt das Edle von innen, denke ich.

Auf meinem Rückweg mache ich bei der Librairie Mollat halt, der größten unabhängigen Buchhandlung Frankreichs, wie Murielle erzählt hat. An den endlosen Regalreihen entlangschreitend denke ich an ihre Erklärung, dass sich das literarische Bordeaux besonders durch seine drei großen M auszeichnet: Michel de Montaigne, den Baron de Montesquieu sowie den Literaturnobelpreisträger François Mauriac.

Ich beschließe, dass es meinem Roman nur zugutekommen kann, wenn ich mich vor der Arbeit daran in die Werke dieser Eminenzen einlese. So kann ich das literarische Bordeaux in mich aufsaugen und es mit meinem eigenen kreativen Glutkern verschmelzen lassen, damit ein neuer Sound für *Spindlers Wege* entsteht.

Ich kaufe Montaignes gesammelte Essais in einem dreibändigen Schuber, Montesquieus *Persische Briefe* sowie Mauriacs Roman *Thérèse Desqueyroux*, mit dem Generationen an französischen Schülern gemartert wurden. Das sollte fürs Erste genügen. Am Montag werde ich dann bestens vorbereitet in die Arbeit an meinem Roman einsteigen.

Tag 5 (besagter Montag)

Nach reiflicher Überlegung bin ich zu der Einsicht gelangt, dass mein Schreiben mittelfristig mehr davon profitiert, wenn ich die Arbeit an *Spindlers Wege* noch nicht aufnehme, sondern weiter Bordeaux' literarisches Erbe verinnerliche. Von den drei großen M hält mich besonders Montaigne gebannt. Nach jedem seiner *Essais* giere ich nach mehr jener Gedankenerkundungen und Nabelschau, zu deren Abfassung Montaigne auch nicht schnell genug in seinen Turm zurückkehren konnte, nachdem er den Bürgermeister von Bordeaux hatte spielen müssen.

Während ich bei meinem Frühstückskaffee Montaignes Essai über Prophezeiungen lese, surrt die Türklingel. Verwirrt gehe ich zur Haustür und sehe mich einem breitschultrigen Mann in einem blauen Overall gegenüber, hinter dem ein grauer Transporter mit Hebebühne die Straße blockiert. Der Mann bittet mich, nach draußen zu kommen, zeigt auf das Dach meiner Residenz und fragt, ob ich den losen Ziegel dort sehe. Ich bejahe dies.

»Dieser Ziegel kann jemanden umbringen«, sagt der Mann.

»Hmmh«, erwidere ich.

»Wenn hier jemand entlangläuft und der Ziegel hinunterfällt, dann liegt dieser Jemand tot vor Ihrem Haus«, fährt der Mann fort. »Und muss auf Ihre Kosten vom Bordstein gekratzt werden. Wissen Sie das?«

»Also-«
»Und Sie wandern wegen fahrlässiger Tötung ins Gefängnis.«
»Hmmh… Wissen Sie, das Haus gehört mir nicht. Ich miete es nicht mal. Ich bin Autor und erst vor einigen Tagen hier angekommen, um an einem Roman-«
»Peng, und das war's«, unterbricht mich der Mann. »So schnell kann's gehen.«
Ich deute zur Hebebühne an seinem Transporter. »Möchten Sie den Ziegel vielleicht herunterholen?«
Der Mann nickt. »Interessante Idee. Das wäre aber nicht gratis.«
»Wieviel würde es denn kosten?«
Der Mann blickt zu meinem Dach. »Naja, es ist ein recht hohes Haus, das Sie da haben. Und in dieser schmalen Straße wäre es nicht einfach, den Transporter in die richtige Position zu manövrieren.«
Ich schüttle den Kopf. »Nun, da das nicht mein Haus ist, kann ich Sie leider nicht bezahlen. Da müsste ich erst nachfragen.«
Der Mann rümpft die Nase und stampft zu seinem Transporter.
»He, warten Sie!«, rufe ich ihm hinterher. »Was machen wir jetzt mit dem Dachziegel? Das ist doch gefährlich, das kann doch nicht so bleiben!«
Der Mann fährt davon.
Ich gehe ins Arbeitszimmer und verfasse eine E-Mail an Murielle. Betreff: »WICHTIG! Loser Dachziegel auf Haus«.

Tag 6
Es scheint sich unter den Nachbarn herumgesprochen zu haben, dass wieder jemand in der Autorenresidenz wohnt, denn heute klingelt es gleich zweimal an der Tür: Beim ersten Mal bietet mir eine Frau ihre Lackierdienste für die Haustür an, beim zweiten Mal schlägt mir ein älterer Herr am Stock vor – und auf dem Wort »Vorschlag« und all seiner Unaufdringlichkeit besteht er immer wieder –, ich könne ja das Gestrüpp entfernen, das von meiner Hauswand aus auf den Bürgersteig wächst, das sei doch eigentlich kein Busch mehr, sondern auf dem besten Wege zum Baum. Ich erkläre dem Mann, dass ich nicht der Hauseigentümer bin und nicht über die aus dem Anwesen sprießende Flora entscheiden kann.
Der Mann nickt, wiederholt jedoch: »Kein arbuste, eher ein arbre. Aber bloß ein Vorschlag.«
Ich schließe die Haustür.

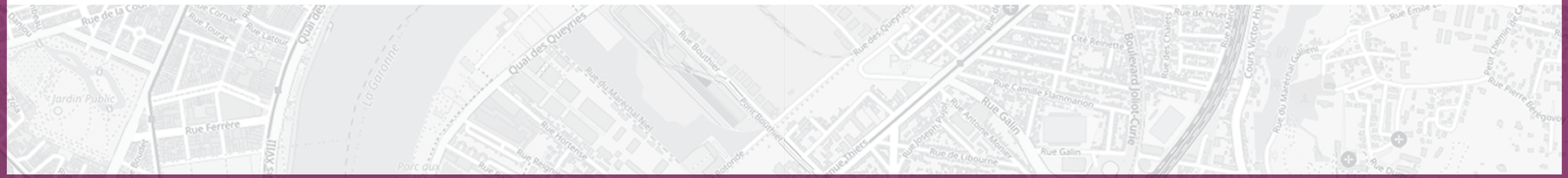
Tag 12
Ich habe meine Lektüre der drei großen M unterbrochen, um einige Maßnahmen am Haus durchzuführen, die mir dringend geboten erscheinen. Ich schraube lockere Schlösser und Türklinken fest, entkalke den Wasserkocher und schrubbe die Oberseite der Küchenschränke. Letzteres befanden offenbar weder mein Vorgänger noch der Reinigungsdienst, der ihm hinterhergeputzt hat, für nötig, obwohl sich dort eine schmierige Staubschicht angelagert hat, in der tote Fruchtfliegen wie in Bernstein konserviert sind.
Als ich den Staubsauger aus der Rumpelkammer unter der Wendeltreppe ziehe, entdecke ich, dass von dort aus eine weitere Treppe nach unten führt. Murielle hat mir nicht gesagt, dass mein Haus einen Keller hat, und da das Erdgeschoss auf Straßenhöhe liegt, war es auch nicht zu vermuten gewesen.
Gebannt steige ich die grauen Stufen hinab in ein kühles Gewölbe. Das Haus stammt aus dem 18. oder 19. Jahrhundert; vermutlich hat man den Keller ursprünglich zur Lagerung von Wein und Viktualien genutzt, doch nun liegen auf dem Boden leere Plastikflaschen und Videokassetten in grauen Pappschubern verstreut. Fröstelnd gehe ich wieder ins Arbeitszimmer, um die Entdeckung in mein Stipendientagebuch zu notieren.

Tag 19
Murielle ruft mich an und entschuldigt sich für die Funkstille. Ihre Chefin setze sie mit Dutzenden dringender Deadlines unter Druck, sie wolle aber mal bei mir nachfragen, ob alles in Ordnung sei. Ich bejahe dies, füge allerdings an, dass ich es für den Erfolg meines Aufenthalts für unverzichtbar halte, die Anwesen der drei großen M zu besichtigen: das Chateau de Montaigne, Montesquieus Chateau de la Brède und das Chalet von Mauriac, zu dessen post-revolutionären Lebzeiten wohl kein Chateau mehr drin war. Vielleicht könne sie diese Orte morgen mit mir besuchen?

Tag 20
Murielle nimmt sich einen kompletten Arbeitstag, um die im Umkreis von hundert Kilometern um Bordeaux versammelten Dichterstätten mit mir abzufahren. Ich halte das für die perfekte Win-win-Situation: Ich spare die Kosten für Fahrt, Verpflegung und Eintritt und Murielle kommt weg von den Aktenbergen auf ihrem Schreibtisch.
Auf einem der Gelände begrüßt uns ein blonder Herr mit Reiterstiefeln, der sich als Baron von M. und direkter Nachfahre des Dichters ausgibt. Sein Händedruck ist stählern wie die Folterinstrumente, die bestimmt in diesem Schloss versteckt sind. Ehe wir etwas entgegnen können, führt er uns über das menschenleere Anwesen, füttert die Karpfen im Teich und zeigt uns Hakenkreuze, die deutsche Soldaten während der Okkupation in einer Scheune hinterlassen haben. Leise frage ich Murielle, ob sie dieses Treffen arrangiert habe; sie erwidert, sie sei diesem Mann noch nie begegnet und soweit sie wisse, habe M. keine direkten Nachfahren. Während der angebliche Baron deklamierend vor uns her schreitet, versuche ich, ihn auf das literarische Werk seines Urahnen anzusprechen, doch er wehrt alle Fragen ab, indem er von seiner angeblichen Olympiateilnahme im Military-Reiten erzählt.
Schließlich sagen Murielle und ich uns von ihm los. Ich beiße meine Zähne zusammen als er meine Hand schüttelt, komme aber mit einem langsam abflauenden Schmerz davon. Als der »Baron« nach Murielles Hand greift, schreit sie so laut auf, dass er hastige Entschuldigungen murmelnd hinter einer Schlossmauer verschwindet.
Murielle wedelt mit ihrer Hand und fragt, ob ich erst mal fahren könne.

Tag 33
Auf meinem allmorgendlichen Weg zum Bäcker ist mir ein Schild aufgefallen, demzufolge der berühmte Jakobsweg durch meine Nachbarschaft führt. All die müde herumschleichenden Menschen mit großen Rucksäcken, die ich hier gesehen habe, waren also gar keine Obdachlosen.
Diese Einsicht ist mehr als eine interessante Randnotiz, denn die Titelfigur meines Romanprojekts *Spindlers Wege* heißt mit Vornamen Jakob. Ich soll Jakobs Wege am Jakobsweg niederschreiben – kann das noch Zufall sein? Meine Überlegungen in dieser Sache zwingen mich jedenfalls zu der Einsicht, dass ich dieses sich aufdrängende Echo nicht ignorieren kann und zumindest den Jakobsweg durch Bordeaux einmal zur Gänze pilgern sollte, bevor ich mich an die Abfassung des Romans mache. Angesichts der günstigen Witterung werde ich gleich den morgigen Tag dafür nutzen und den heutigen für die entsprechende Planung.

Tag 34
Ich folge den in den Asphalt eingelassenen Bronzemuscheln, die den Jakobspilgern von Osteuropa bis nach Santiago de Compostela den Weg weisen, ins Herz der Bordelaiser Innenstadt. Da ich in der westlichen Stadthälfte lebe, pilgere ich in die falsche Richtung, vom Reliquienschrein des Apostels Jakobus weg statt darauf zu. Der Verlauf des Jakobswegs durch Bordeaux wird durch die Kirchen St. Bruno, St. Seurin sowie durch die große Glocke – »la Grosse Cloche« – festgelegt und führt dadurch unweigerlich auch an schrulligen Souvenirläden, Imbissbuden und Sexshops vorbei.
Zu meinem Pilgermahl kehre ich bei einem Irish Pub ein und nehme einen Black Bean Burger und ein dunkles Bier zu mir. Nach zwei weiteren Stunden Fußmarsch gelange ich an den östlichen Stadtrand. Da ich nicht bis nach Polen wandern will – oder wo auch immer der Jakobsweg eigentlich beginnt, in dieser Frage scheiden sich wohl die Geister –, kehre ich wieder um. Allerdings weiche ich auf dem Rückweg von der Jakobsroute ab, um bereits auf Distanz zu meiner Pilgererfahrung gehen und eingehender darüber nachdenken zu können.
Es dämmert, als ich endlich meine Nachbarschaft wiedererkenne. Ich atme auf. Doch als ich um eine Ecke



gehe, stelle ich fest, dass ich nicht bin, wo ich zu sein dachte. Ich muss zu weit gelaufen sein. Ich verfluche die Bordelaiser Altstadt für ihre endlosen Aneinanderreihungen der immer gleichen Sandsteinhäuser und gehe zurück in die Richtung, die ich für Osten halte. Schon bald kommen mir die Häuser wieder bekannt vor – das muss richtig sein, denke ich, bis mitten auf der Straße eine Verkehrsinsel auftaucht, die ich noch nie gesehen habe. »Verflucht!«, rufe ich auf Deutsch, woraufhin im Haus neben mir die Fensterläden zugeklappt werden.

Tag 41

Nun, wo sich mein Aufenthalt allmählich seinem Ende nähert, hat man mich nach Pau geschickt – eine Stadt unweit der Pyrenäen. Ich soll in einem Deutschkurs an einer Volkshochschule von meinem Stipendium berichten und über eine Erzählung sprechen, die ich vor vier Jahren schrieb, und an die ich, wie ich auf der Zugfahrt festgestellt habe, keinerlei Erinnerung mehr habe.

Da der Unterrichtsbesuch vormittags stattfindet, bin ich bereits am Vortag angereist und flaniere nun durch Pau. Ein hübsches Städtchen ist es, auch wenn es mich verstört, dass sein Fluss Hédas heißt, was ein Anagramm von Hades ist, dem griechischen Gott der Unterwelt, in die man ja bekanntlich auch auf einem Fluss gelangte. Ich setze mich mit einem Dosenbier und einem Schafskäse-Wrap auf eine Bank am Boulevard des Pyrénées, von der aus ich einen entfernten Gebirgskamm betrachten kann. Eine ältere Dame geht kopfschüttelnd an mir vorüber.

Tag 42

Über den bevorstehenden Unterrichtsbesuch grübelnd habe ich beim Frühstück mit dem Gedanken gespielt, einfach zum Bahnhof zu gehen, in den nächsten Zug zurück nach Bordeaux zu steigen und hinterher zu behaupten, das Ganze sei ein bedauerliches Missverständnis gewesen. Allerdings hat Murielle, deren rechte Hand nach dem durch den »Baron von M« zugefügten Mittelhandbruch noch eingegipst ist, in aller Frühe den ersten Zug von Bordeaux nach Pau genommen, um mich in die Sprachschule zu begleiten.

Daher sitze ich nun einem Dutzend Deutschschüler zwischen siebzig und achtzig Jahren gegenüber, die mich mit großen Augen anstarren. Ich weiß nicht, wohin ich schauen soll, und beuge mich zu Murielle herüber, um ihr zuzuflüstern, dass ich vor Veranstaltungen gewöhnlich einen Aperol Spritz trinke, aber hier wird es so etwas wohl nicht geben?

Murielle springt auf, um in der Kantine nachzufragen. Während ihre klackernden Schritte auf dem Korridor nachhallen, eröffnet der Lehrer die Stunde. Er stellt mich als einen »ganz besonderen Gast« vor und ermuntert die Senioren, mir Fragen zu stellen.

»Haben Sie feste Schreibzeiten oder Schreibrituale?«, fragt mich ein Herr mit leuchtenden Augen. »Immer nachts etwa? Bei Kerzenlicht?«

»Ich versuche, von morgens bis zum späten Nachmittag zu schreiben«, antworte ich. »Meiner Erfahrung nach ist man aber oft darauf angewiesen, zu jeder Zeit zur Verfügung zu stehen, wenn Es auf einen zukommt. Wobei sich die Frage stellt, was Es eigentlich ist und warum Es so unberechenbar ist. Da könnte man verschiedene-«

»Schreiben Sie jetzt auch über uns?«, ruft eine Frau hinein.

»Das kann ich noch nicht sagen. Erfahrungen und Erlebnisse müssen immer eine Weile einsacken, bevor ich sie literarisch verarbeite.«

»Sind Sie in Deutschland berühmt?«, fragt eine andere Schülerin erwartungsvoll.

Ich seufze und nicke ernst. »Sehr berühmt. Ich habe im deutschsprachigen Raum elf Millionen Bücher verkauft.«

Die Augen der Teilnehmer weiten sich vor Ehrfurcht. Ein Raunen geht durch den Saal. »Wirklich?«, fragt die Frau.

»Nur ein Scherz. Ich arbeite noch an meinem ersten Roman.«

»Oh«, macht die Frau. Die Enttäuschung der Kursteilnehmer ist beinahe körperlich spürbar. Ich male mir aus, wie sie bereuen, ihren Kurs an diesem sonnigen Morgen nicht geschwänzt zu haben, um Boule zu spielen oder die Erdbeeren in ihrem Garten zu pflücken.

»Wie viele Romanseiten haben Sie während Ihres Stipendiums geschrieben?«, erkundigt sich ein streng dreinblickender Herr mit verschränkten Armen. Ich hoffe, er hat nicht recherchiert, wie hoch mein Stipendium dotiert ist, um dem Kurs anschließend vorzurechnen, wie viele Worte Literatur der Steuerzahler für jeden Euro zurückbekommt.

»Hm, das ist schwer abzuschätzen«, erwidere ich. »Also in Normseiten wären es ungefähr… vielleicht… Hm, ist das schwierig… Hm… Gehen wir doch erstmal zum Lesungsteil über.«

Tag 47 (ein Montag)

Nun, da ich mich von den Strapazen meiner Pyrenäenreise erholt habe, gibt es keinen Grund mehr, die Arbeit an meinem Roman hinauszuzögern. Ich habe also mein leeres Notizbuch aufgeklappt und auf die erste Seite geschrieben: »Daniel Schneider. Spindlers Wege. Roman.«

Doch ich setze den Bleistift wieder ab, denn schon mit diesen Worten ist alles falsch: »Daniel Schneider« – was zur Hölle ist das für ein Künstlername? Als ich meinen Namen das letzte Mal gegoogelt habe, waren nicht bloß Hunderte Daniel Schneiders im Netz zu finden, sondern es gab sogar bereits einen Autor mit diesem Namen – einen Theologen, der, wenn ich es richtig erinnere, Erbauungsliteratur verfasst. Was soll es also noch bringen, diesen Roman zu schreiben? Im schlimmsten Fall würde ich bekannter werden als der andere Daniel Schneider und dann würde er mich verklagen, denn so sind sie, solche Menschen – Theologen, Psychologen, all diejenigen, die vorgeben, das Gute für die Menschen zu wollen –, würde mich in einem passiv-aggresiven Brief fragen, warum ich meine Bücher unter seinem Namen veröffentliche, aber wenn dieser andere Daniel Schneider so besonders sein möchte, hätte er sich eines dieser albernen Pseudonyme zulegen müssen, die sich in die Tradition großer Namen stellen, so wie Thea Dorn oder Jan Seghers – Namen, bei denen man sich immer fragt, ob die Leute wirklich so heißen und die Antwort jedes Mal lautet, tun sie nicht, denn eigentlich heißen sie Christiane Scherer oder Matthias Altenburg, aber unter diesen Namen veröffentlichen sie natürlich nichts, oder nur die Bücher, die keiner liest, und sie haben auch recht damit, denn sonst hat man ja doch nur Ärger am Hals, so wie ich, der ich von zornigen Theologen auf die Anklagebank gezerrt werde. Scheiße.

Ich werfe mein Notizbuch gegen die Wand, greife nach meinem Füller, um wutentbrannt diese Worte zu kritzeln, gehe ins Wohnzimmer und lasse mich mit einem Glas Rotwein auf die Ledercouch fallen.

Tag 56

Mit vollem Körpereinsatz habe ich meinen Koffer geschlossen. Verwundert schaue ich den beinahe platzenden Gegenstand an. Wieviel Kram man in acht Wochen so en passant anhäuft… Aber so ist das in arbeitsreichen Phasen.

Auch wenn vor dem Eintreffen der nächsten Stipendiatin eine Putzkolonne durch das Haus fahren wird, finde ich es anständig, es schon einmal zu grundreinigen. Ich will mir schließlich nichts nachsagen lassen. Also wasche ich Bettlaken, leere Mülleimer und sauge und wische, wo es nur geht. Nur die Tintenkritzeleien meines Stipendientagebuchs lasse ich unangetastet. Ich hoffe, sie handeln mir keinen Ärger ein, auch wenn sie mittlerweile die gesamte Arbeitszimmertapete einnehmen.

Nun muss ich jedoch zum Ende kommen und meinen Füller noch irgendwie in den Koffer stopfen, denn Murielle, deren Hand gut verheilt ist, müsste jeden Augenblick hier sein, um mich zum Flughafen zu bringen. Dort werde ich mit einem Koffer leerer Notizbücher ins Flugzeug steigen.

KURZBIOGRAPHIEN DER AUTOR*INNEN

Natalie Harapat
geboren 1986 in Wetzlar, studierte Betriebswirtschaftslehre, Germanistik, Soziologie und Politik in Gießen. Derzeit studiert sie an der Kunsthochschule für Medien in Köln. Mitherausgeberin der Anthologie „KURZE 01 (2018)“ und „KURZE 02 (2019)“. Hospitanzen u.a. in den Hörspielredaktionen von WDR und SWR und ehemaliges Mitglied von otic.radio. Sie arbeitet als Ghostwriterin, Dozentin für Public Relations und Autorin.

Markus Henschler
erblickte 1996 das Licht der weltmarktführenden Leuchtstoffröhren in einem Freiburger Krankenhaus. Als er 2015 in Gießen strandete, wusste er erstmal nicht wohin - die Leute auch nicht, auf dem Segel seines Floßes stand nur ‚Einmal Studium mit allem zum hier essen bitte‘. Mit Germanistik, Biologie und Pädagogik hat er sein deftiges Menü bekommen, ist aber noch lange nicht satt: Der jetzige Examenskandidat möchte sich ganz dem Kunststudium, dem Musizieren und der Stadt widmen, die er weiter erleben und in Worte fassen will, da er noch lange nicht genug von ihr hat.

Andreas Hutt
geboren 1967 in Kassel; lebt in Marburg. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften (Konzepte, der Literaturbote, Lichtungen, Mosaik etc.) und Anthologien (Versnetze, Muse, die zehnte – Erinnerungen an Sappho von Mytilene). Literaturkritiken für www.literaturkritik.de, Gedichte auf www.fixpoetry.com, Autorenseite auf www.literaturport.de, Wiener Werkstattpreis 2011. Auswahl zum 15. und 19. Irseer Pegasus 2013 bzw. 2017. 3. Preis beim Stockstädter Literaturwettbewerb 2014 und 2019. „Transitzonen - Gedichte“, Edition FZA, September 2019.

Florian-Johano Michnacs
geboren 1974 in Gießen – sowie seit 1993 autodidaktischer Schriftsteller, Journalist und Drucksachengestalter mit eigenständigen Buchveröffentlichungen seit 2016. Mein obligatorischer Nebenjob verortet sich inmitten der Produktionsmaschinen der Buchbinderei eines renommierten Druck- und Pressehauses. Als Künstler bin ich Computerfreak. Als Mensch häng ich lieber in der Kneipe ab …

Hess Paul
geboren 1966 in Niederbayern, seit 1991 in Gießen (Biologie-Studium), dann Biologe an der Universität, jetzt Systemadministrator in einem Umweltplanungsbüro. Künstlerisch aktiv seit 1983: Literatur, Fotografie, Grafik. Gießener Aktivitäten: 1996-2003 Redakteur bei Literaturzeitschriften (SHANGHAI Opera, Syntax acut), Veranstaltung von Lesereihen (Literatur am Bahnhof, ZapfLiterat), Gründungsmitglied von LahnBeat. Texte in ‚Kaltland Beat - Neue deutsche Szene‘, Ithaka Verlag (1999; 2. Aufl. in Arbeit). Buchveröffentlichung ‚Ohne Amok‘ (Bench Press Publishing, 2001). Comic-Verfilmung von ‚Ohne Amok‘ mit Andreas AE Eickenroth (2005). Vorstandsmitglied Neuer Kunstverein Gießen (2008-2011). Mitglied im Oberhessischen Künstlerbund (2018 bis jetzt). Momentaner künstlerischer Schwerpunkt: Wechselwirkungen von Text und Fotografie/Grafik im Themenfeld des Umgangs mit unserer Umwelt und ihren Ressourcen.

Marco Rasch
geboren 1987 in Coburg, ist Kulturschaffender. 2009 kam er nach Gießen um Germanistik und Philosophie zu studieren. Da er sich Straßennamen nicht merken konnte und deshalb für eine Karriere als Taxifahrer ungeeignet war, gründete er 2018 die Zellkultur – Büro für angewandte Kultur und Bildung gUG mit, die u.a. das Kunstfestival GIENNALE ausrichtet. Er hört und macht selbst gerne und viel Musik, schaut am liebsten Horrorfilme und ist überzeugtes Mitglied der Partei Die PARTEI.

Annika Carmen Schmidt
geboren 1979, Lyrikerin, Antiheld*in; partizipierte u. a. an Corona-Sound Collage des OC Museum of Art (California) & internationaler Ausstellung & Künstler*innen-Kollaboration „Construction in Process“ (Bydgoszcz), zahlreiche Veröffentlichungen von Literatur, Interviews, Essays zu Kunst & Kultur u. a. in UDK-Magazin Eigenart, Sommergras, Goon – Magazin für Gegenwartskultur, Zitty & Anthologien, ist in Haiku Gesellschaft & ver.di Schriftsteller*innen-Verband, wohnt im Wedding.

Daniel Schneider
geboren 1989, studierte Englische, Deutsche und Französische Literaturwissenschaft in Gießen und Louvain-la-Neuve. Er war mehrmaliger OVAG-Jugendliteraturpreisträger und verbrachte das Frühjahr 2018 als Stipendiat des Hessischen Literaturrats in Bordeaux. Seine Erzählungen und Essays wurden in verschiedenen Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht. Derzeit arbeitet er an seinem Roman Spindlers Wege, seiner Doktorarbeit und unterrichtet Englische Literatur an der Universität München. Homepage: daniel-schneider-lit.de

DIE REDAKTION

Anika Brummer
ist nach einer naturwissenschaftlichen Ausbildung, der Arbeit als buchhändlerische Teilzeitkraft, einem abgebrochenen Lehramtsstudium und einem Fernstudium in Werbegrafik und Design seit 20 Jahren als freischaffende Fotografin unterwegs. In unregelmäßigen Abständen realisiert sie Einzelausstellungen, macht Musik, spielt Theater, tanzt auf Töne, Grooves und Krach und arbeitet gerne projektbezogen.

Pedro Hafermann
Im Mesozoikum geboren hat Pedro Hafermann den Untergang der Saurier mit- und überlebt. Das daraus resultierende Trauma treibt ihn zum Schreiben.

Jasmin Höhl
Worte und Hunde, Menschen und Pflanzen. Das sind die aufregenden Dinge. Alles passiert. Was, kann vorher niemand wissen. Jasmin ist zertifizierte Lektorin, seit zehn Jahren Wahlgießenerin und hat nie genug gesehen, gemacht und (kennen-)gelernt.

Maximilian Lipski
geboren 1996 in Unterfranken und mit 20 Jahren zum Studieren nach Hessen emigriert. Er schreibt vornehmlich kurze Vulgärprosa, die teilweise schon veröffentlicht und prämiert wurde. Mitorganisator der offenen Lesebühne „Die hohle Mittelmäßigkeit“. Er gewann einen Preis des jungen Literaturforum Hessen-Thüringen 2016 und 2018. Darüber hinaus ist er Preisträger des OVAG-Jugendliteraturpreis 2019 und 2020.

Wolf D. Schreiber
Wirtschaftswissenschaftler. Im Rheinland geboren, in Hessen gestrandet. Dank langjähriger Gewöhnung an prekäre Lebensverhältnisse und regelmäßigen Ausflügen zu den Rändern der Gesellschaft mit ausreichend Energie für Literatur, Musik und Kunst ausgestattet. Der literarische Anspruch seiner Geschichten um den Protagonisten Larry Rottan liegt irgendwo zwischen klassischer Heftroman- und Pulp-Literatur und Vorlage zu einer Netflix-Serie.

Jan Seibert
geboren 1996 in Gießen, studiert dort aktuell Philosophie, Germanistik, Soziologie und gelegentlich Angewandte Theaterwissenschaft. In seiner Freizeit ist er unter anderem als Mitorganisator des Lesebühnenprojekts »Die hohle Mittelmäßigkeit« aktiv und schreibt abseits des Literarischen an ersten philosophischen Texten.

www.georgette-giessen.de